

STAR TREK ENTERPRISE

6008
THE WAY OF OVER



*Julian
Wangler*



Science–Fiction – Adventure

Julian Wangler



5x09: The Way of D'Era

Roman

Ω

www.startrek-companion.de

Up until about 100 years ago, there was one question that burned in every human that made us study the stars and dream of traveling to them: "Are we alone?" Our generation is privileged to know the answer to that question.

We are all explorers, driven to know what's over the horizon, what's beyond our own shores. And yet, the more I've experienced, the more I've learned that no matter how far we travel or how fast we get there, the most profound discoveries are not necessarily beyond that next star. They're within us; woven into the threads that bind us, all of us, to each other.

The Final Frontier begins in this hall. Let's explore it together.

– Jonathan Archer, 2155



PROLOG

Man könnte Ihre Eile für eine Flucht halten. Sehe ich etwa so Furcht erregend aus, Centurion?

Diese Frage lässt sich wohl nicht mit Sicherheit beantworten. Ich habe diesen Morgen genossen.

Ich auch.

Wir sind in die Gavibuna-Region eingedrungen. Die Relaisstation liegt vierhundert mat'drih vor uns –...

Aber etwas stimmt nicht mit ihr. Sie weist enorme Schäden auf.

Wir werden an Bord gehen, um festzustellen, ob nicht doch ein unwillkommener Gast hierfür ver-

antwortlich ist. Dann führen wir Admiral Valdores Anweisung aus.

Sternenflotte... Glauben Sie, wir wurden beschattet?

Finden wir es doch heraus.

Schicken Sie die Remaner.

Ljirad, können Sie mich verstehen?

Wir können immer noch nicht das Innere der Station scannen.

Commander, die Sensoren fangen etwas auf.

Womit haben wir es zu tun, Iteni?

Es scheint sich um eine Art Lebensform zu handeln. Ich habe so etwas noch nie zuvor gesehen.

Schilde brechen zusammen!

Bewaffnen!

Commander!

Einen Arzt auf die Brücke!

„Sehen Sie. Ich glaube, sie kommt zu sich.“

„Den Elementen sei Dank.“

„Commander, können Sie mich hören?“

„Sie ist noch zu schwach. Geben wir ihr ein paar Stunden.“

„Es wird alles gut, Commander. Sie sind zuhause – in Sicherheit. Auf *ch'Rihan*.“



KAPITEL 1

Dartha, Regierungsviertel

Die Centurions an der Tür bewegten nicht einen einzigen Muskel, als Valdore i'Kaleh tr'Irrhaimeln sich ihnen näherte. Nichts an ihnen verriet, dass sie seine Anwesenheit registriert hatten. Er selbst sprach sie weder an noch würdigte er sie eines Blickes. Sie waren reglos wie Statuen.

Die Sicherheitsvorschriften im Prätorienpalast, der neben dem Senatsbau im Herzen *Darthas* lag, waren äußerst streng, das Protokoll kompliziert und ausgefeilt. Zwar überstieg sein Rang den ihren um ein Vielfaches, doch hätten sie ihn trotzdem

aufgehalten, wenn sie nicht über sein Kommen informiert worden wären. Sie gehörten zur Leibwache, hatten eine einzigartige Schulung durchlaufen, die es ihnen erlaubte, mit ungebetenen Gästen gleichermaßen schnell und effizient zu verfahren. Und Valdore für seinen Teil hätte es niemals gewagt, den Prätor des Sternenimperiums ohne eine offizielle Vorladung aufzusuchen.

Er klopfte nicht an die Tür aus schwerem Rutinit, sondern trat ein. Valdore hatte den Befehl erhalten, exakt zu diesem Zeitpunkt vor dem Prätor zu erscheinen, und das machte es nötig, weder eine Sekunde zu früh noch eine Sekunde zu spät zu kommen. Genauso wurde es erwartet.

In den vergangenen *fvheisn* hatte er sehr viel über die Menschen erfahren. Er hatte gehört, dass es in ihrer Gesellschaft als höflich empfunden wurde, vor dem Eintreten anzuklopfen. – Eine merkwürdige Verhaltensnorm, fand Valdore. Es amüsierte ihn oft, wenn er die Menschen studierte, gleichzeitig nahm er seine Forschungen sehr ernst. Seitdem sich der durchschlagende Erfolg seines Projekts gezeigt hatte, das sich mit den Vulkaniern beschäftigte, hatte Valdore seine Bemühungen intensiviert, nun alles Verfügbare über die Erdlinge zusammenzutragen. Mithilfe der sensiblen Daten, die das Imperium jüngst vom Ster-

nenflotten-Offizier Malcolm Reed bezogen hatte, war es nicht nur möglich gewesen, der Koalition immer einen Schritt voraus zu sein, sondern auch tief ins kulturelle Bewusstsein der Menschen vorzudringen – weit tiefer, als es durch die bisherigen Eindrücke, mit denen die *Tal'Shiar*-Agenten heimkehrten, möglich gewesen war. Valdore hatte eine intensive Studie angelegt, weil er die Überzeugung vertrat, dass man seinen Feind kennen musste; nicht zuletzt, um sich selbst zu kennen.

Viele *Rihannsu*, gerade in Flotte und Politik, leiteten aus *D'Era* ihre natürliche Überlegenheit dahingehend ab, dass eine Beschäftigung mit den Antagonisten des Imperiums überflüssig sei. Aber Valdore betrachtete diese Attitüde als gefährlich, ebenso wie er fand, dass *D'Era* nur allzu gerne einseitig ausgelegt wurde, als wäre der Sieg eine nachgerade natürliche Determinante des Imperiums. Wie viele große Reiche waren schließlich untergegangen, nur weil sie dekadent und überheblich geworden waren, den Wandel verschlafen und so dem Ansturm wilder Horden nicht hatten standhalten können?

Nicht wenige seiner Offiziere an Bord der *Erebus* hielten seine Beschäftigung mit den Menschen für eine störende Marotte. Auch der Prätor hatte es anfänglich belächelt, es sogar als unnötige Zeit-

verschwendung gebrandmarkt. Aber nachdem Valdores Engagement in dieser Sache, die fast schon zu einer privaten Leidenschaft erwachsen war, erste Erfolge gezeitigt hatte, stand der Prätor ihr deutlich aufgeschlossener gegenüber. Valdore war überzeugt: Kein Imperium, mochte es auch *noch* so überlegen sein, durfte jemals irgendetwas für selbstverständlich halten. Selbst ein überlegener Intellekt konnte Fehler machen, und ein unterlegener konnte schlichtweg Glück haben. Geschichte wiederholte sich nicht, und sie hatte die Eigenart, immer neue Herausforderungen zu produzieren, die alte Erfolgsrezepte obsolet machten.

Valdore brachte die Sensibilität eines Jägers in seine militärischen Pflichten ein. Er war in einer abgelegenen Provinz des Sternenimperiums aufgewachsen, einer primitiven Welt, die sich immer noch im Entwicklungsstadium befand. Dort hatte es keine einheimische Zivilisation gegeben, die bekämpft und unterworfen werden musste, sondern nur riesige, wilde und äußerst gefährliche Lebensformen, die sich überhaupt nicht von der angeborenen Überlegenheit eines *Rihannsu* beeindrucken ließen.

Valdore hatte bereits zu jagen gelernt, als er kaum laufen konnte, und sein Vater hatte ihn gelehrt, dass ein Jäger Respekt vor seiner Beute ha-

ben musste. Valdores Vater vertrat immer noch viele der alten Werte und Sitten der *Rihannsu*-Kultur, welche man auf den zivilisierten Welten des Imperiums heutzutage als überholt empfand. Die alten Sitten waren mystisch und zutiefst philosophisch.

Schließlich hatte Valdore sich ein Bild zurechtgelegt, in dem er die Menschen in fast buchstäblichem Sinne als Beute betrachtete. In dieser Hinsicht ging er völlig mit dem Denken Anderer in seinem Volk konform. Sein Respekt vor den Erdlingen unterschied ihn hingegen von seinesgleichen, und das machte ihn gewissermaßen zu einem Außenseiter. Viele *Rihannsu* hielten Menschen für schwach und verkommen, für eine unterlegene Spezies, die früher oder später unweigerlich unter die Herrschaft des Sternenimperiums geraten würde. Sie sahen in ihnen nur das Tor, welches das Imperium zu durchschreiten hatte, um in einem neuen Bereich der Galaxis Fuß zu fassen, wo zahlreiche weitere Eroberungen warteten.

Inzwischen hatte es aber zumindest bei der Führungselite einen Sinneswandel gegeben. Man hatte gesehen, zu welchen Leistungen die Menschen in der Lage waren und wie beträchtlich sie sich darin von anderen Widerstand leistenden Völkern un-

terschieden. Heute wusste der Prätor ebenso wie der Rest des Senats und die einflussreichen Teile in Politik, Militär, Geheimdienst und Wissenschaft, dass die Menschen nicht irgendein Feind waren, sondern möglicherweise eine der größten Herausforderungen, der sich die *Rihannsu* seit Errichtung ihres Reiches gegenüber sahen.

Sie klopfen an, wenn sie vor einer Tür standen. Menschen waren, zu diesem Ergebnis gelangte Valdore einstweilen, eine geschlossene Kultur in sich, mit einem eigenen sozialen und moralischen System. Vor allem aber besaßen sie eine Fähigkeit, über die andere Völker nicht verfügten: Sie konnten sich in Windeseile anpassen. Eine ungeheure Dynamik steckte in ihnen, und wenn sie erwachte, dann war nur schwer abzusehen, in welche Richtung sie sich entwickelten. Wo andere Spezies ganze Jahrhunderte brauchten, um einen Wandel zu vollziehen, brauchten sie nur wenige Dekaden.

Die Menschen waren schwer zu fassen, denn sie lagen immer *zwischen* den Polen, und diese Mischung machte es nicht nur nahezu unmöglich, sie einheitlich zu charakterisieren, sondern ihre Natur gewissermaßen auch sehr tückisch. Wenn es nötig war, konnten die Erdlinge im Angesicht großer Gefahren einfach vergessen, was sie spalte-

te, und sich für eine übergeordnete Aufgabe zusammenschließen. Gedanken konnten sie in geradezu visionärer Weise beflügeln. Immer waren Gruppen in ihrer Gemeinschaft die treibende Kraft; Gruppen, die sich gegenseitig befruchteten. Obwohl es eine Reihe langfristiger Verhaltensweisen an ihnen gab, blieben sie niemals gleich. Man musste sich stets aufs Neue auf sie einstellen. So wie es sich mit ihrer wohl größten und zweifellos bedrohlichsten Leistung verhielt: der Schmiedung der Koalition der Planeten.

Valdore bewunderte dieses Gebilde gewissermaßen. Im Großen und Ganzen bestand die Koalition nämlich aus einer Reihe von Mittelmächten; Völker, die für sich genommen zu schwach waren, um stärkeren Gegnern wie zum Beispiel den barbarischen Klingonen oder dem Sternenimperium standzuhalten. Doch sie hatten sich in einem beispiellosen Akt vereint, ihre Potenziale gebündelt. Zusammen mit den anderen, unter Vereinigung ihrer Kräfte, gewannen sie an Macht, Erfindungsgeist und Zielstrebigkeit.

Der bedeutendste Teil dieser Kraft entsprang einem Konzept, das dem Sternenimperium fremd war: Es ging um das Wettfeiern von Ideen. Eine Vielzahl teils widersprüchlicher Gedanken und Befindlichkeiten wurde in die Koalition einge-

bracht. So etwas verdiente mehr Bewunderung als pure Stärke. Das Gehirn zählte, die Intelligenz. Nur Narren glaubten etwas anderes, und an solche Personen vergeudete Valdore keinen Respekt.

Er kannte den Grund seiner Vorladung nicht. Spontan konnte er sich nur zwei Gründe vorstellen, warum der Prätor ihn sehen wollte: Entweder hatte er einen schweren Fehler begangen, sodass ihm jetzt eine ernsthafte Disziplinarstrafe bevorstand – und er wusste, dass das nicht der Fall war – oder der Prätor wollte seinen Rat in einer Angelegenheit haben. So war es seit dem Machtwechsel jedenfalls immer gewesen.

Valdore hatte die makellose Schönheit des prätorialen Thronsaals stets beeindruckt. Ein Kreis aus königsblauen Säulen umgrenzte den Innenraum der Einrichtung, und zwischen ihnen führten Nischen tief ins Vulkangestein. Uralte, berühmte Kunstwerke schmückten sie. An der hohen Decke prangte ein spektakuläres Gemälde. Es handelte sich um eine meisterlich gefertigte Replik von Dorin Zhagans berühmtem ‚Aufstieg‘ und zeigte einen gewaltigen Raubvogel, der sich aus dunklem Forst gen Himmel schwang, um majestätisch über die Baumwipfel zu gleiten.

In angemessener Entfernung blieb Valdore vor dem Kommandothron des Prätors stehen und war-

tete – in aufrechter, aber dennoch entspannter Haltung. Er stand da in der formalen Offizierspose; die Beine leicht gespreizt, den Rücken gerade, die Schultern gestrafft, den Blick geradeaus gerichtet, die Arme in Gürtelhöhe verschränkt, wobei die rechte Hand den linken Unterarm umfasste.

Der Kommandothron war mit dem Rücken zu ihm ausgerichtet, sodass Valdore den Prätor hinter der hohen, aus goldfarbenem Flechtwerk bestehenden Lehne zunächst nicht sehen konnte. Der Thron war einem großen Bildschirm zugewandt, auf dem das Gesicht von Prokonsul Ters zu sehen war. Offenbar fand gerade eine Konferenz statt, doch Valdore konnte keinen Ton hören, was bedeutete, dass der Prätor seinen Sicherheitskanal auf einer chiffrierten Frequenz benutzte. Kurz darauf verschwand das Gesicht vom Bildschirm – und daraufhin auch der Bildschirm selbst. Er wurde zunächst schwarz, dann matt und schließlich durchsichtig, bis nur mehr ein Panoramafenster mit Blick auf die prunkvollen Türme *Darthas* zu erkennen war.

Ohne ein Geräusch drehte sich der Thron langsam herum, bis Valdore dem Prätor gegenüber stand, welcher die Unterarme auf die Lehnen seines Sitzes gestützt hatte, in die kleine Schaltkon-

solen eingebaut waren. Das Gesicht des Prätors wurde teilweise durch die Kommunikationsvorrichtung verdeckt. Sie bestand aus einem kleinen Metallarm mit dem abgeschirmten Mikrophon und dem Sender, an dem der Kopfhörer mit dem Empfangsteil befestigt war. Als der Thron seine Drehung vollendet hatte, zogen sich die Geräte zurück und verschwanden in einem Fach auf der Rückseite des Kommandothrons.

Vrax scheint sich inzwischen an seine neue Wirkensstätte gewöhnt zu haben..., dachte Valdore. Eigentlich hatte seine Vorgängerin T'Leikha bereits zu Beginn ihrer Amtszeit den Prätorespalast in Auftrag gegeben, doch war es ihr nicht vergönnt gewesen, ihn auch zu beziehen. Kurz vor Vollendung des Baus ereignete sich der Staatsstreich, und jetzt kam Vrax in den Genuss des hoch aufragenden, kuppelgesäumten Gebäudes, in dem überall die mythologische Geschichte der *Rihannsu* erzählt wurde; auf Wänden, Böden, Mauern, Säulen. Es stand außer Frage, dass der Prätorespalast schon heute eine Hommage an Imperium und Prätoriat darstellte, einen unendlichen Zyklus, in dem es immer darum gegangen war, nach den Sternen zu greifen.

In einigen wenigen Punkten aber hatte Vrax die ursprünglichen Konstruktionspläne des Prätores-

palastes abgeändert. Während der zurückliegenden *khaidoa* hatte er die besten Architekten damit betraut, zusätzliche Räume zu schaffen und sie dem eigentlichen Thronsaal vorzulagern. In den besagten Nischen, halb verborgen im Schatten, standen nun die Frauen und Männer seiner persönlichen Leibwache, ein gutes Dutzend an der Zahl. Diese furchtlosen Gardisten hatte Vrax im Laufe seiner Machtetablierung als Einheit geschaffen. Seither umgab er sich zunehmend öfter mit ihnen. Hierbei stand die Tatsache, dass er gleichzeitig immer seltener im Senat weilte und stattdessen den Großteil seiner Zeit hier verbrachte, durchaus damit in Verbindung. Er gab auch nur noch selten Audienzen. Valdore war es schon vorher aufgefallen, aber jetzt trat es immer offenkundiger zutage: Vrax schien immer misstrauischer geworden zu sein – selbst dem inneren Führungszirkel gegenüber.

Die einschneidende Erfahrung mit den *Ejhoi Ormiin* und der Verräterin Niherhe, der es gelungen war, den ganzen Stützpunkt auf Nequencia III zu zerstören, hatten gewiss das ihre dazu beigetragen. Andererseits war Valdore überzeugt, dass Vrax' Paranoia ihren Ursprung in der Tatsache fand, dass er nicht auf normalem Weg T'Leikhas Nachfolger geworden war. Der letzte Putsch ge-

gen einen Prätor und das Kontinuierliche Komitee lag bereits viele *hhu'fvheisn* zurück.

Tief in seinem Innern musste er spüren, dass er unter normalen Umständen eher exekutiert worden wäre als selbst einmal oberster Lenker der imperialen Geschicke zu werden. Aber eben jenes Gewissen, das er durch die penible Platzierung seiner Gardisten offenbarte, gab ihm einen bemerkenswerten Anstrich von Verletzlichkeit.

„Valdore, mein Freund...“, sagte Vrax. „Ich grüße Sie.“

Valdore löste seine Hände voneinander, ließ den linken Arm gerade herabhängen und hob den rechten zum *Rihannsu*-Gruß, indem er mit der Faust gegen die linke Brusthälfte schlug. Der Prätor erwiderte die Geste nicht, da von seiner Seite keine Bestätigung erwartet wurde.

Ein halbes *fvheisn* lag es zurück, dass Valdore zum letzten Mal ins Prätorienhaus geladen worden war. Die meiste Zeit über hatten beide Männer via Subraum kommuniziert, während er die *Erebus* befehligte hatte. Jetzt stellte Valdore wieder den beachtlichen Unterschied eines persönlichen Treffens fest – und wie unscharf seine Erinnerungen an das Antlitz Vrax' geworden waren.

Der Prätor war nicht mehr der Jüngste gewesen, schon als er Valdore ob des Drohnenschiff-

Projekts unterstützt hatte. Trotz des überdurchschnittlichen Alters, das ein *Rihannsu* zu erreichen imstande war, schien er aber gerade im Laufe der letzten *khaidoa* besonders gealtert zu sein. Tiefe Falten, manche fast furchenartig, zeichneten sein Gesicht; darüber lag der weißgraue Schopf. Seine Augen indes waren klar und sein Blick energisch. Vrax schien, ganz im Gegensatz zu seinem dahinwelkenden Körper, wachsender denn je zuvor.

„Prätor.“

„Willkommen zurück auf *ch'Rihan*.“ Vrax leitete eine erhabene Geste über in einen Fingerzeig aus dem Fenster, das zuvor noch sein Bildschirm gewesen war. „Ist es so, wie Sie es verlassen haben?“

„Daran besteht kein Zweifel.“, entgegnete Valdore.

„Gut.“ Vrax lächelte. „Sagen Sie, wie geht es Ihrer Familie?“

„Kathela und Vareila sind wohlauf.“

„Ach ja. Ich habe gehört, Ihre Tochter besucht jetzt die Schule?“

„Ja, Prätor.“ Valdore verschränkte die Arme hinterm Rücken. „Ich bedaure, nicht bei Ihrer Einschulung dabei gewesen zu sein.“

„Nun, es kommen noch andere Gelegenheiten. Vielleicht sollten Sie sich in Zukunft die Zeit nehmen.“

Vrax' Stimme hatte im letzten Satz unverkennbar nach oben verwiesen. Valdore kannte sein Gebaren und wusste, dass er ihn auf die Probe stellte. Also wählte er seine Worte mit Bedacht: „Möglicherweise. Aber bevor ich mich in eine unserer Klonkammern stelle, sollten ein paar Remaner sie vorher ausprobiert haben.“

Der Prätor amüsierte sich köstlich. „Ich bin froh, dass Ihr Humor während Ihrer Abwesenheit nicht gelitten hat, mein Freund.“, sagte er. Als wieder Ernst in seine Züge einkehrte, setzte er hinterher: „*Rihannsu* sind einzigartig. Deshalb sollte es von jedem von uns immer nur einen geben. Finden Sie nicht?“

Valdore nickte. „Ich wage es nicht, Ihnen zu widersprechen, Prätor. Nun würde ich gerne wissen...“ Er unterbrach sich. „Sie ließen die *Erebus* aus dem Grenzgebiet zurückbeordern.“

„Das ist richtig. Verzeihen Sie, dass ich Ihre Mission abbrechen musste. Aber ich wollte Sie gerne sehen, Valdore. Und ich habe mir so meine Gedanken gemacht...“

„Gedanken, Prätor?“, wiederholte Valdore überrascht. Gleichzeitig empfand er Zufriedenheit

über die Tatsache, dass Vrax offenbar immer noch nicht müde geworden war, sein beratendes Urteil zu konsultieren.

In seiner Tunika erhob sich Vrax aus dem Kommandothron und schritt die Marmortreppen langsam herab. „Unsere Operation im Coridan-System liegt jetzt einen *khaidoa* zurück. Ich denke, es ist an der Zeit, den Marsch fortzusetzen.“

„Ich verstehe.“, sagte Valdore antizipierend. „Sie gedenken, einen neuen Schlag zu planen; dort, wo ihn die Koalition am wenigsten vermutet.“

Vrax stand derweil vor ihm. Sein Gesicht verharrte in Ausdruckslosigkeit, was einen erschreckenden Kontrast zu seinem beinahe ekstatischen Lachen von vorhin darstellte. „Auf die Gefahr hin, dass Sie vielleicht enttäuscht sind: Nein. Ich habe soeben mit Ters und den anderen Mitgliedern des Kontinuierlichen Komitees gesprochen. Wir sind uns einig darin, dass sich in jüngster Zeit die Dinge ausgesprochen zu unseren Gunsten entwickelt haben. Ein weiterer Geheimschlag wird nicht nötig sein.“

Valdore wollte nicht recht glauben, was er da hörte. Zugegeben, sein Verhältnis zu Vrax war trotz ihres Zusammengehens stets ambivalent geblieben, aber dass der Prätor eine solche Antwort stand, hatte er nicht in Erwägung gezogen. Jähe

Unruhe breitete sich in ihm aus, während er den Blick schmälte und Vrax eingehend musterte. „Wie lautet *dann* Ihr Plan?“

„Folgendermaßen...“ Die Vorankündigung schwoll in Vrax' Stimme. „Wir werden eine groß angelegte Invasion beginnen. Die Erde wird bald schon in unserem Besitz sein.“

Valdore stockte der Atem. „Eine Invasion?“, rollte er über die Zunge.

„Sie haben richtig gehört.“

Hat er den Verstand verloren? Wie konnte Vrax – entgegen aller Logik im *Rihannsu*-Universum – diesen Schritt ernstlich durchführen wollen? – Jetzt, zu dieser Zeit, unter Umständen, die sowohl ungünstig waren als auch jeglicher Vereinbarung mit der imperialen Flotte zuwiderliefen?

Einen Moment nahm Valdore an, gleich würde ein erneutes Lachen erklingen und das Gesicht des Prätors verzerren. Er bekam in seinem politischen Alltag sicherlich nicht viel Humor geboten. Aber Vrax' Mundwinkel blieben ungerührt, seine blassen Lippen eine versteifte Horizontale, und in den grauen Augen erkannte Valdore sein Spiegelbild.

„Darauf sind wir nicht vorbereitet.“, beteuerte er kopfschüttelnd. „Die Drohnenschiffe schützen derzeit Coridan.“

Vrax winkte ab. „Coridan ist nur noch ein wertloser Gesteinsbrocken im All. Die Unrothii, denen wir gestattet haben, sich auf ihn zu setzen, müssen uns nicht weiter kümmern. Der Planet besitzt keinerlei strategischen Wert mehr, und wenn ich so frei sein darf: Die Koalition wird keinen Finger mehr für ihn krumm machen.“

„Coridan ist *insofern* wertvoll für uns,“, widersprach Valdore, „als die Welt weit näher an Erde, Vulkan oder Andoria liegt als jede andere unserer Niederlassungen. Es wäre überstürzt, die Flotte schon jetzt weiter zu schicken. Stattdessen sollten wir unsere Position festigen, einen Stützpunkt errichten und warten, bis mehr Drohnenschiffe vom Stapel gelaufen sind.“

Vrax starrte ihn an. „In den letzten *eisae* ist mir eines bewusst geworden, Admiral: Ich bin des Wartens überdrüssig.“

Er hat keine Geduld mehr. Und seine Grundsätze lösen sich in eben solchem Tempo auf.

„Sehen Sie es als Herausforderung an Ihr Wesen.“, sprach Valdore ihm zu. „Schon Karatek sagte: ‚Nur was sorgsam gebaut wird, hat Bestand‘.“

Diesmal lächelte Vrax, aber es wirkte sehr viel abgeklärter, kontrollierter, sparte es doch die Augen aus. „Jetzt kommt mir wieder in den Sinn, wie wortgewaltig Sie sein können, mein Freund. Aber

vergessen Sie bitte nicht, dass unsere Ahnen sich nicht nur durch Geduld auszeichneten. Dieses Imperium wäre nicht das, was es ist, hätten sie nicht ein Gespür für die Gunst des Augenblicks gehabt. Und die sehe ich nun gekommen.“

„Bei allem Respekt, Prätor: Woran machen Sie das fest?“ Indem er die Frage formulierte, war Valdore sich dessen gewahr, dass er das vorgesehene Kontaktverhältnis zwischen Prätor und Staatsdiener über die Maßen strapazierte.

„Die Koalition hat kluge Ingenieure, Admiral.“, insistierte Vrax. „Sie haben die Angewohnheit, *dann* besonders kreativ zu sein, wenn sie unter Druck stehen. Denken Sie nur an das Detektions-system, das unsere Tarnvorrichtungen auffliegen lässt. Zudem hat unsere Niederlage auf Nequencia III gezeigt, dass wir auch ernst nehmen sollten, was die Menschen und ihre Verbündeten *unter* der Hand treiben.“

Nequencia... Sie hatten wirklich einen hohen Preis gezahlt. Nicht nur, dass ein Warp-sieben-Antrieb jetzt nicht mehr infrage kam – genauso waren sie jetzt nicht mehr imstande, Tarnvorrichtungen herzustellen. Die *Erebus* würde wohl in absehbarer Zeit das einzige Flottenmitglied mit dieser taktischen Fähigkeit bleiben.

Trotzdem hatten sie neue Optionen hinzugewonnen, waren stärker als zuvor. „Wir haben bereits mit der Zerstörung der Sensorphalanx begonnen.“, konterte Valdore. „Dieses Werk fortzusetzen, sollte nicht schwer sein. Und die geheime Sternenflotten-Zelle wurde vom *Tal'Shiar* eliminiert.“

Vrax schürzte die Lippen. „In diese Lücke will ich stoßen. Die Koalition soll keine Gelegenheit mehr erhalten, sich neu auf die Bedingungen einzustellen. Auf *unsere* Bedingungen.“

Jetzt erschrak Valdore über das Ausmaß von Endgültigkeit in den Worten des Prätors. Trotzdem hielt er weiter dagegen: „Es stehen nicht genug Drohnenschiffe für einen offenen Einfall in ihr Stellargebiet zur Verfügung.“

„Das sehe ich anders. Wir haben erlebt, wie die Drohnen mit der coridaniten Flotte umgegangen sind. Oder mit den Vulkaniern. Dank des... Wie nannten Sie es doch gleich?“

„*Katra*.“

Vrax erübrigte eine Geste. „Dank dieses *Katras* sind unsere Schiffe jetzt nahezu unschlagbar.“

„Im Fall des Angriffs auf Coridan mögen sie funktioniert haben.“, räumte Valdore ein. „Aber es sind noch weitere Tests erforderlich, bis wir wissen, wie sich das *Katra* störungsfrei bedienen

lässt.“ Er betrachtete sein Gegenüber beschwörend. „Das Risiko ist zu groß, Prätor. Bitte bedenken Sie Ihr Vorhaben noch einmal.“

Vrax atmete tief durch; es klang wie ein Seufzen. „Das habe ich bereits. Und Ihr flammendes Plädoyer, mein verehrter Valdore, verrät Sie. Wenn Sie ehrlich sind, geht es Ihnen doch gar nicht um Zahl oder Ausstattung der Drohnen, geschweige denn um andere Risiken, nicht wahr?“

Schweigen machte die Runde. Der Blick, der zwischen beiden Männern wanderte, wurde immer schärfer.

„Prätor“, fing Valdore an, „die Menschen sind gefährlich. Sehr sogar.“

„Sie haben viel von ihrer Gefährlichkeit eingeübt, würde ich sagen.“

„Aber *D'Era*...“

„Wir werden im *Sinne D'Eras* handeln.“, sagte Vrax.

„Mit Verlaub, das werden wir *nicht*. Wir sind wieder dabei, die Menschen zu unterschätzen. Ein solcher Fehler ist uns schon einmal unterlaufen.“

„Er ist *Ihnen* unterlaufen, erinnern Sie sich?“ Vrax schlug einen Bogen um Valdore. „Ich hatte nur meine Hand für das ursprüngliche Drohnenschiffprojekt hingehalten.“ Er kehrte wieder zum Kommandothron zurück und setzte sich. „Sie sind

mit Ihrer Spiritualität ein Überbleibsel aus früheren Zeiten, mein Freund. Nun ist es für mich an der Zeit, hart durchzugreifen, und das Imperium zum Sieg zu führen.“

Panik erfasste Valdore. Er spürte, dass dies nach so langer Zeit sein erstes, aber auch letztes Treffen mit Vrax sein musste. „Wie können Sie so etwas sagen, Prätor?“

„Weil ich weiß, dass es verhängnisvoll werden kann, wenn man den Blick zu tief in die Vergangenheit versenkt.“, antwortete der Andere. „Sehen Sie, *D'Era* ist der Mythos unseres Aufbruchs. Aber wir *haben* hier und heute schon ein Imperium errichtet. Und jetzt sehe ich es als meine Aufgabe an, *ch'Rihan* ein *neues D'Era* zu geben.“

Wie kann er sich anmaßen?...

Valdore presste die Lippen aufeinander, denn es fiel ihm schwer, nicht die Fassung zu verlieren. „Es ist nicht nur das. Sie brechen auch, was wir gemeinsam beschlossen. Wir wollten dem Imperium einen neuen Anfang geben.“

„Ich breche gar nichts.“, sagte Vrax, kühl lächelnd. „Allerdings befürchte ich, dass Sie sich, mein Freund, über gewisse Dinge falsche Vorstellungen gemacht haben. Verstehen Sie mich nicht falsch, Valdore: Ich habe Sie stets sehr ernst genommen und für Ihre Integrität bewundert. Doch

nun muss der Prätor tun, wozu er bestimmt ist. Er muss dem Imperium den Weg in die Zukunft weisen.“

Damit war alles gesagt. Valdore ahnte, dass alles, was jetzt noch kommen würde, nur mehr der Abgesang war. Er schluckte. „Sagen Sie mir, Prätor: Sind wir so von unserem unbedingten Willen zur Macht durchtränkt, sind wir so blind vor Gier, dass wir längst der Sucht verfallen sind? Sollte dem so sein, gehen wir nicht mehr auf der Straße der Puritaner, die unsere Vorfahren waren.“

„Machen Sie sich nicht lächerlich, Valdore.“ Schroffheit erklang erstmals in Vrax' Tonfall. „Macht war schon *immer* unser Gebot. Wir sind *Rihannsu*. Wir sind zum Herrschen auserkoren.“

„Ich verstehe.“ Valdore schickte sich an, sich umzudrehen.

„Admiral. Ich habe Sie noch nicht entlassen.“, ertönte in seinem Rücken die Stimme des Prätors, noch strenger. „Genau genommen konnte ich noch nicht einmal zum *eigentlichen* Anlass Ihrer Vorladung stoßen.“

Konnte es noch verheerender kommen? Valdore drehte sich langsam und widerwillig um.

„Wie Sie wissen, gibt es eine fortdauernde Auseinandersetzung mit den Klingonen im H'Atoria–

System. Ich möchte, dass Sie die *Erebus* nehmen und unsere dortigen Bemühungen koordinieren.“

Valdore las zwischen den Zeilen. „Ich werde meines Postens enthoben?“

„Versetzt.“, korrigierte Vrax. „Oder habe ich Sie soeben etwa degradiert?“

Natürlich wusste Valdore, dass diese Wortwahl blankem Euphemismus gleichkam. Die schlichte Wahrheit lautete: Er hatte seinen Wert für Vrax verloren, weil sich der Prätor ganz unerwartet stark genug fühlte, um die Koalition frontal anzugreifen – und dabei alle neuen Werte zu opfern bereit war, für die die beiden Männer seit T’Leikhas Absetzung eingestanden hatten. Die *Rihannsu* würden keinen neuen Aufbruch erhalten, sondern lediglich ein machtpolitisches Weiter-so. Und das, wusste Valdore, mochte eines vielleicht nicht mehr allzu fernen Tages ihr Untergang sein.

Vrax indes strich sich mit zwei Fingern wie nachdenklich über die Schläfe. „Sehen Sie, Valdore: Die Dinge entwickeln sich zurzeit schneller als ursprünglich gedacht. Ich schätze Ihren Rat. Das habe ich immer. Aber in Anbetracht des Kommenden ist es vonnöten, dass *ich* den Oberbefehl über die Flotte übernehme.“

Das kann er nicht machen! Die Flotte war stets autark gewesen; jetzt schien der Prätor sie direkt unter seine Kontrolle stellen zu wollen. Zu spät erkannte Valdore, dass seine Gier grenzenlos war und dass er eine Schlange an seiner Brust genährt hatte.

„Ich habe bereits mit Ihren Stellvertretern, Admiral Viran und Admiral Hosan, gesprochen. Sie werden hinter mich zurücktreten.“

Viran und Hosan... Sie würden sich niemals zu so etwas bereit erklären., dachte Valdore. Wahrscheinlich hatte Vrax sie unter Druck gesetzt.

„Es tut mir Leid. Es war abzusehen, dass Sie mir nicht folgen würden. Doch seien Sie versichert: Ich werde unseren gemeinsamen Weg bis zu diesem Punkt in guter Erinnerung behalten.“

„Ja, wir beide wussten, worauf wir uns einlassen. Und es tut *mir* nun leid, festzustellen, dass *Sie* unseren gemeinsamen Weg verlassen haben.“ *Wenn er überhaupt jemals existiert hat.* „Prätor.“

Mit einer laxen Geste bedeutete Vrax Valdore, er dürfe jetzt wegtreten. Das war kein Problem mehr, hatte er ihn doch gänzlich entehrt. Erst jetzt glaubte Valdore, die Dinge ganz klar sehen zu können: Vrax war derjenige gewesen, der ihn zurückgeholt hatte an die Sonne, und er hatte ihn schließlich wieder unter die Oberfläche verbannt.

H'Atoria... Ein entlegenes System, wo nichts zu holen war. Ein Hinterhof der Geschichte. Dort hatte Vrax ihn soeben abgesetzt.

Er drehte sich um und verließ den Thronsaal. Seine Stiefel klackten im Kontrapunkt.

Als er die Tür mit den Wachen passierte, erinnerte er sich an ein Gespräch mit Nijil. Es hatte unmittelbar nach seiner Befreiung aus den Verließe von *Vikr'l* stattgefunden.

Vrax ist bereit, meine Strategie anzunehmen.

Glauben Sie wirklich, dass er dem Sternenimperium eine neue Ausrichtung geben möchte?

Sagen wir so: Ich weiß nicht, ob es aus Überzeugung geschieht, doch Vrax ist ein anpassungsfähiger Geist. Er begeht keinen Irrtum zweimal, und er kann ausgetretene Pfade verlassen. Und deshalb hat auch er erkannt, dass dieses zweitausendjährige Reich nur dann Bestand haben wird, wenn es das alte Dogma fallenlässt. Überdehnung und haltlose Gier werden eines Tages unser Verderben sein. In Zukunft brauchen wir einen höheren Grund, wenn wir expandieren wollen. Und die Menschen und die Koalition sind dieser höhere Grund. Ein heiliger Krieg steht uns bevor, mein Freund. Im Namen D'Eras.

Aber sagten Sie nicht, es sei Ihr Fehler gewesen, die Lehre der unbegrenzten Expansion anzuzweifeln?

Das stimmt. Jedoch nicht, weil ich meine Überzeugungen hätte revidieren wollen, sondern weil ich mit meinen damaligen Forderungen vor dem Senat einige gute Leute in Gefahr brachte. So etwas darf kein zweites Mal geschehen. Seinerzeit beging ich den großen Fehler, den Willen zur Macht im Wesen der Rihannsu zu unterschätzen. Dieser Wille überlagert manchmal sogar den Sinn zur Anerkennung neuer Realitäten. Jetzt ist die Lage für uns entscheidend günstiger, und wir sollten sie nutzen. Gleichwohl ist selbst jemand wie Vrax nicht unser natürlicher Verbündeter. Er ist es nur solange, wie wir einen gemeinsamen Feind haben.

Die Menschen.

Der gemeinsame Feind existierte in Vrax' Denken bald nicht mehr, sonst hätte er es nie gewagt, ihr Bündnis aufzukündigen.

Valdore war aber derweil nicht einmal mehr über die Entscheidung des Prätors schockiert als vielmehr über sich selbst.

Sein damaliger Wortwechsel mit Nijil belegte es: Er hatte diesen Tag kommen sehen. Den Tag, da Vrax ihm den Laufpass geben würde. Wieso, frag-

te Valdore sich nun, hatte er sich nicht darauf eingestellt? Hatte er sich von falscher Hoffnung, von Illusionen die Sicht vernebeln lassen? Hatte er irgendwann *wirklich* angenommen, er sei Vrax' Freund? War er *bequem* geworden mit der Macht, die ihm der Prätor als Oberkommandierender der Flotte in die Hände gelegt hatte?

Valdore kannte die genaue Antwort nicht. Aber ihm dünkte, dass der Machttrieb auch seine *eigene* Schwäche gewesen war, sonst hätte er nie vergessen, wo er herkam.

Und jetzt war es zu spät.

Wieder einmal hatte das Sternenimperium einen seiner ergebensten Diener vorzeitig entlassen.

Hätte Valdore vorausgesehen, wie die Geschichte sich entwickelte, er wäre lieber in den Verliesen von *Vikr'I* von den Remanern, die ihn der-einst abholten, erschossen worden.



KAPITEL 2

[unbekannter Ort]

Der Traum weckte sie auf.

Sie blinzelte, bis sie wusste, dass die Geräusche nicht echt waren.

Niemand war da. Niemand weinte.

Unruhig atmete sie einmal tief durch und vergrub das Gesicht unter dem Kissen. Ihr Körper entspannte sich, das Herz schlug wieder regelmäßig. Sie versuchte, sich den Traum zu vergegenwärtigen. Er war weg, ließ ein Gefühl der stechenden Angst, der unergründlichen Einsamkeit

zurück – und eine Erinnerung an jemanden, der weinte. So traurig. So hoffnungslos. So echt.

Schluss damit., dachte sie.

Sie öffnete ein Auge. Diffuses graues Morgenlicht drängte unter den zugezogenen Vorhängen in den Raum. Genau genommen wirkte in der Dämmerung alles ziemlich unklar. Sie stieß die Decken weg, schwang die Füße auf den Boden und setzte sich auf. Sie fühlte sich schwer, träge, benommen. Abwesend starrte sie in den Spiegel gegenüber vom Bett. Und sah nichts als einen verschwommenen Fleck.

Sie runzelte die Stirn, kniff die Augen zusammen und schaute noch einmal hin. Ein verschwommener Fleck. Verwirrt stand sie auf und ging langsam zum Spiegel hinüber. Sie beugte sich nach vorne. Das Gesicht wurde scharf.

Nur dass es nicht *ihr* Gesicht war.

Die Frau, die ihr entgegenblickte – sie kannte sie nicht. Aber sie sah genauso panikbesessen aus, wie sie sich selbst fühlte. Offener Mund. Aufgerissene Augen. Das Gesicht farblos, bis auf einen hässlichen grünen Bluterguss. Sie hob die Hand zur Wange. Die Hand im Spiegel folgte der ihren genau. Sie wirbelte herum und sah hinter sich.

Niemand war da. Sie sah sich im Zimmer um. Alles schien verschwommen, durcheinander, es

war ein Raum, den sie nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte.

Und dann hörte sie das Geräusch.

Ein Kratzen. Ein lautes, unregelmäßiges Kratzen. Es klang wie Klauen, die sich in Holz festkrallten, und es kam von irgendwoher außerhalb des Zimmers.

Sie tappte um das Bettende, mit weichen Beinen, das Blut pochte in ihren Ohren und übertönte fast das scharrende Geräusch. Sie ging auf die Tür zu, zog das altmodische schwere Nachthemd hoch, das sich zwischen ihren Beinen verheddert hatte, und irgendein Teil ihres Bewusstseins stellte fest, dass sie so ein Nachthemd gar nicht besaß. Sie spähte durch die Türöffnung hinaus. Der lange Gang, so verschwommen wie das Schlafzimmer, war leer.

Sie schlich hinaus. Das Kratzen wurde lauter, eindringlicher. Es schien hinter einer angelehnten Tür am Ende des Flurs hervorzudringen. Sehr langsam bewegte sie sich auf die Tür zu, blieb stehen, fasste nach der Klinke. In diesem Augenblick hörte sie einen Aufprall, die Tür bebte in ihrem Rahmen, als wäre etwas Schweres dagegen geschleudert worden.

Durch den Spalt kam ein pelziges Tier herein. Es erschien ihr dahingehend vage vertraut, dass sie

sich instinktiv ein Haustier von ähnlicher Größe und Gestalt vorgestellt hatte, und doch kannte sie diese bestimmte Kreatur nicht. Sogleich schmiegte sie sich an ihrem Bein. Zwar wies das eigentümliche Tier ein erschreckendes, messerscharfes Gebiss, zwei stumpfe Hörner am Hinterkopf sowie irisierend-kobaltblaue Augen auf. Doch mit seinem wedelnden Schwanz und dem fiependen Geräusch, das der Vierbeiner aussandte, wirkte er nicht gefährlich, sondern eher unterwürfig, ja fast schon schutzbedürftig.

Sie bekam Mitleid und streichelte den mehrfarbig gestreiften Kopf. „Ist ja gut...“

Über den Klang der eigenen Stimme war sie verwundert, unterbrach die Berührung des Wesens zu ihren Füßen sogleich wieder. Eigenartiges Empfinden regte sich in ihr: Sie hatte diese, ihre Stimme noch nie vernommen, und doch hatte auch hier wieder ein Teil von sich kein Erstaunen über die raue, aber zweifellos weibliche Tonlage aufkommen lassen.

Es war verrückt: Sie schien sich zu kennen, und doch konnte sie, wenn es um einzelne Betrachtungsgegenstände an sich oder ihrer Umgebung ging, nicht konkretisieren geschweige denn eruieren. Ihr Geist schien wie in Watte geschlagen, und mit dem Realisieren dieser Paradoxie ging Verstö-

rung einher. Etwas sehr Grundlegendes stimmte nicht mit ihr.

Nachdem das Tier sich lange genug an ihren Beinen kokettiert, aber zuletzt vergeblich um Aufmerksamkeit gerungen hatte, ließ es seine Bemühungen augenblicklich fallen und kehrte ihr den Rücken. Geschickt schob es sich durch den Türspalt, aus dem helles Licht in den düsteren Flur ausstrahlte.

Sie zögerte nur kurz. Dann machte sie einen Satz nach vorn, ohne nach der Klinke selbst zu greifen, und die Tür fiel auf.

Sie stand in einem Wohnzimmer, und zwar in einem überaus ansehnlichen. Das Erste, was ihr auffiel, war, dass man es offenbar von seinen Enden her definierte. Der Raum war an zwei Seiten begrenzt durch mannshohe, schneeweiße Steinskulpturen; Gestalten, die rätselhaft waren und doch ähnlich aussahen wie sie, dabei merkwürdige Äxte gen Himmel reckten beziehungsweise der hoch aufragenden Decke entgegen. Um sie herum waren die Wände gespickt mit Wandteppichen; der Boden wiederum bestand aus feinstem Marmor. Ein großer, prunkvoller Kamin im Zentrum des Raums brannte, indes sich um ihn herum eine eigenwillig geformte Couchgarnitur zog.

Wer lebte hier? *Sie* etwa?

„Hallo?“, fragte sie leise, erhielt aber außer dem eigenen Echo, das die Wände zurückwarfen, als Antwort nur das Knistern des brennenden Holzes.

Dann wurde sie auf das große, gewundene Fenster aufmerksam. Sie durchquerte den Raum, beobachtete dabei, wie sich das Haustier, das sie soeben noch begrüßt hatte, leise stöhnend vor dem Kamin niederließ. Als sie unmittelbar vor dem Glas stand, stockte ihr der Atem.

Das Haus musste sich auf einer ziemlichen Anhöhe befinden. Dabei verwies der zig Kilometer weit reichende Ausblick auf einen waldigen Abhang und weiter hinten auf ein Tal in Küstennähe – gespickt mit einer riesigen Stadt. Von hier waren nur Umrisse zu erkennen, doch das zivilisatorische Gebilde erschien ihr als perfekte Melange aus traditioneller, urtümlicher Architektur und moderner Technologie. Der Anblick der Kuppeln und Türme, der Bögen und spitzen Winkel, der anmutigen Horizontalen und Vertikalen aus poliertem Stein und feinem Glas nahm sie so sehr in Beschlag, dass sie sich in den nächsten Minuten nicht rührte.

Erst das Klopfen einer Tür, das irgendwo unten erscholl, riss sie aus der Gebanntheit des wunderbaren Augenblicks. Sie zuckte zusammen, als sie plötzlich Schritte vernahm, die eine Treppe her-

aufzukommen schienen – und sogleich rasten ihr, parallel zum Pochen ihres Herzens, alle möglichen Szenarien durch den Kopf.

Vielleicht *war* sie gar nicht die Besitzerin dieses Hauses, sondern eine ganz schmutzige Einbrecherin? Doch warum trug sie dann dieses eigenartige Nachthemd, und warum hatte das Tier, welches nun vor dem Kamin schlummerte, sie ganz offensichtlich erkannt?

Eine andere Möglichkeit mochte sein, dass sie *schon* hier lebte – aber eben nicht allein. Kam gerade ihr Ehemann heim? Bedeutete dies, sie musste darauf gefasst sein?

Sie atmete schneller.

Schlagartig wurde ihre Aufmerksamkeit von etwas auf dem Tisch nahe der Couch Liegendem absorbiert. Zweifellos handelte es sich um eine Waffe. Sogleich erkannte sie, dass ihre Form den Streitäxten der großen Skulpturen verdächtig ähnelte.

Sie trat näher und nahm schließlich die Axt in die Hand. Genau genommen war es eine eigenwillige Mischung aus einer Hellebarde und einem Keilinstrument, mit großer Wahrscheinlichkeit zum Töten gedacht. Es zeichnete sich durch eine enorme Schlankheit aus, während der Haltestab sich sukzessive nach unten verdickte. Der Keil

selbst war beidseitig und von merkwürdig gezackter Gestalt. Sie wog das Werkzeug in ihrer Hand und staunte über dessen ungeahnte Leichtigkeit.

In diesem Moment öffnete sich eine andere Tür im Raum, und ein uniformierter Mann trat ein. Er blieb schon im Türrahmen stehen und lächelte sie verblüfft an; als käme ihre bloße Anwesenheit in diesem Zimmer einem unbeschreiblichen Wunder gleich. Sie erstarrte in ihrer Unsicherheit und beschränkte sich darauf, den Mann zu betrachten. Er war von hoch gewachsener Gestalt, hatte breite Schultern, einen silbergrauen Haarschopf, was zusammen mit dem gegerbten Gesicht auf überdurchschnittliches Alter hinwies. Seine großen, offenen Augen funkelten jedoch hell und aufmerksam.

Noch einige Sekunden verstrichen, bis sich die Lippen des Mannes teilten. Dabei deutete er auf die Axt in ihren Händen. „Man nennt es einen *Lirash*. Es ist eine edle Waffe aus weit zivilisierten Zeiten.“ Sein Fingerzeig fiel auf das Wesen vor dem Kamin. „Und Ihr treuer Baredha war bei jeder Ihrer Meisterschaften dabei. Ich saß mit ihm auf der Zuschauertribüne und applaudierte Ihnen. Im Eingangsbereich Ihres Hauses hängen die Siegesmedaillen.“

Der Mann strahlte eine sonderbare Sympathie, eine nachgerade Vertrautheit ab. Dieses Gefühl war weit stärker als im Falle des Haustiers oder Ihres eigenen Gesichts im Spiegel. Allein am Klang seiner kräftigen, aber gleichzeitig sanften Stimme wusste sie, dass sie ihn kennen musste. Trotzdem vermochte sie sich an keine der Gemeinsamkeiten, auf die er offenbar rekurrierte, zu erinnern, und so blieb ihr nichts anderes übrig als darüber zu stutzen. „Wer sind Sie?“

Er deutete eine knappe Verneigung an. „Mein Name ist Iteni.“

Noch einmal horchte sie auf ihre Erinnerung, aber es wollten einfach keine Bilder vor ihrem geistigen Auge entstehen. Sie schüttelte den Kopf. „Ich kenne Sie nicht.“

„Keine Sorge.“, sagte er und verließ den Türrahmen. „Wir sind Freunde.“

„Sind Sie...mein Ehemann?“

Er lachte über die Frage. „Wir mögen uns ja schon lange kennen und viele Konstellationen durchlebt haben, aber Geliebte waren wir nie.“

Die offenkundige Klarstellung beschwor in ihr nur weitere Konfusion herauf. „Wir sind also Freunde...“, wiederholte sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen. „Von wo kennen wir uns?“

„Der Militärdienst.“

„Ich bin beim Militär?“ Instinktiv glitt ihr Blick wieder herab an ihrem Körper.

Er verstand den Affekt. „Das ähm...Nachthemd ist von meiner Frau. Ich wusste, Sie würden es nicht mögen, weil Sie normalerweise die Uniform gewohnt sind. Aber Sie waren schwer lädiert, und wir konnten nichts Bequemes für Sie finden. Sie sind nicht oft hier; dementsprechend leer ist Ihr Kleiderschrank.“

Schweigend nickte sie, ungewiss, was sie von alledem zu halten hatte. „Dies ist mein Zuhause.“, mutmaßte sie aus seinen Worten.

„Ja, genau.“ Ein hoffnungsvolles Strahlen loderte in seinem Blick auf, doch als sie unverwandt darauf reagierte, verebbte es wieder schnell.

„Ich...kann mich an nichts erinnern.“, sagte sie. „Wer bin ich? Was *tue* ich hier?“

Der Mann, der sich als Iteni vorgestellt hatte, zog mit seinen Händen ihre Gestalt nach. „Zunächst einmal sind Sie eine *Rihannsu*, genau wie ich einer bin. Und Sie sind meine Kommandantin.“

Kommandantin? Sie befahlige ihn? „Ach ja?“, fragte sie verblüfft. „Und mein Name?“

„Sie heißen Thiras.“

„Thiras...“ Sie rollte den Namen einmal laut, dann zweimal leise über die Zunge, aber er er-

schien ihr fremdartig. „Was ist mit mir? Sie wissen es, nicht wahr?“

Die Brauen Itenis zuckten mehrere Millimeter nach oben. „Es geschah auf unserer letzten Mission...“, fing er an. Bedrückung erklang in seiner Stimme. „Sie erlitten eine Amnesie. Während eines Angriffs durch fremde Wesen traf sie ein elektrolytischer Schock. Ihr Gedächtnis wurde dabei ausgelöscht. Wir haben Sie so schnell wie möglich hierher gebracht.“

Sie runzelte die Stirn. „Wo ist, Hier?“

Iteni machte einen Satz nach vorn und verwies aus dem Fenster, in Richtung der wundersamen Metropole, die sie vorhin beobachtet hatte. „Es heißt *ch'Rihan*. Es ist unsere Heimatwelt. Das, wofür wir alle leben.“ Ein ehrfürchtiger Klang zeichnete seine Stimme, ehe er sich erneut umwandte. „Die Ärzte haben sich um Sie gekümmert. Die körperlichen Blessuren wurden geheilt. Und sie sehen gute Chancen, dass auch Ihr Gedächtnis zurückkehrt. Deshalb haben wir Sie hierher gebracht – in Ihr Anwesen.“ Er blinzelte. „Kommt Ihnen irgendetwas hier bekannt vor?“

„Bekannt schon...irgendwie.“ Im Blick ihres Gegenübers erkannte sie, wie wenig überzeugend sie wirkte. Sie schüttelte den Kopf. „Doch ich verbinde mit nichts konkrete Erinnerungen.“

Der Militär, der sich als Kollege, Untergebener und zudem Freund zu erkennen gegeben hatte, schien ihre Antwort positiv aufzufassen. „Das ist doch ein erster Schritt. Wir werden das Problem langsam angehen.“

Er lächelte wieder; sie fühlte sich in diesem Antlitz aufgehoben. Der Augenblick gewann an Substanz, wurde aber letztlich zerschnitten, als jemand Neues hereinkam.

Es war ein Mann, der kleiner und schmalschultriger war als Iteni. Sofort fiel Thrias auf, dass er dieselbe Uniform trug wie der Ältere. *Er* musste derjenige gewesen sein, mit dem Iteni sich unterhalten hatte, als sie durch das Treppenhaus hochgestiegen waren. Doch der Mann war draußen geblieben, aus irgendeinem Grund.

„Entschuldigen Sie die Verzögerung, Subcommander.“, sagte er zu Iteni.

Er musste ihn mit seinem Rang ansprechen, dachte Thiras.

„Schon gut. Was haben die Naval-Werften gesagt?“

„Die Reparaturarbeiten an der *Khelot* werden sich wegen der starken Schäden an den Fusionsreaktoren verzögern.“

Sie verstand nichts von dem, verfolgte nur, wie Iteni nachdenklich nickte und sich dabei sogleich

wieder unterbrach. „Entschuldigen Sie, Thiras. Dies ist Kveton.“

Der jüngere Mann trat näher und erzeugte ein freundliches Lächeln. Er sah ausgesprochen gut aus, fand sie. Seine Haut war sonnengegerbt und der dunkle Haarschopf prächtig. In seinen braunen Augen flackerte fast etwas Intimes. Obwohl sie es nicht vorhatte, wäre es beinahe dazu gekommen, dass sie erneut fragte, ob vor ihr der Ehemann stünde? „Ich bin sehr erfreut, dass es Ihnen gut geht.“, ließ er zuletzt mit angenehmer Stimme verlautbaren.

Durch seine Anwesenheit hatte sich etwas verändert. Beide Männer waren ihr zweifelsohne sympathisch. Zwar vermochte sie nicht zu ergründen, warum dem so war, doch der Unterschied in ihrem Verhalten und in ihren Zügen schien beinahe greifbar. Iteni schien mehr so etwas wie ein Beschützer zu sein; er wahrte die Distanz, mutete aber wie ein besonderer Kenner ihrer Person an. Kveton war direkter und unkomplizierter, aber auch nicht so filigran. Seine genuine Anziehungskraft bestand zweifelsohne in seiner männlichen, attraktiven Erscheinung.

„Kennen wir uns auch vom Militär?“, fragte sie ein wenig unbedarfte.

„So ist es.“ Kveton nickte. „Ich arbeite in der technischen Abteilung des Raumschiffes, das Sie kommandieren.“

Sie riss die Augen auf. „Ein *Raumschiff*?“

Kvetons Freude riss ab; er sah zu Iteni, und ein beinahe frustriert-entsetzter Blick wechselte zwischen den Männern.

Anschließend zog der Ältere die Mundwinkel wieder nach oben, als ginge er mit gutem Beispiel voran. „Die *Khelot* wird erst einmal nicht einsatzbereit sein. Das bedeutet wir haben Zeit.“ Vorsichtig berührte er ihre Schulter. „Ich könnte mir keine bessere Gelegenheit vorstellen, Ihnen Ihre Heimat zu zeigen.“

Daraufhin sagte Kveton: „Ich würde gerne mitkommen.“

Sie konnte über das Angebot nur dankbar schmunzeln und abwarten, was die Zeit brachte...



KAPITEL 3

[allwissender Erzähler]

Aufbruch

Auf dem kleinen, unscheinbaren Planeten namens Erde fragt man sich seit Anbeginn der Zeit: Was war zuerst da? – Der Gedanke oder das Wort? Aus einer gewissen Ernüchterung heraus, die sich seit der Jahrtausende Bahn gebrochen hat, sprechen die Menschen heute von dem Problem mit Ei und Henne. Aber hinter diesem neuen, harmlos erscheinenden Gewand bleibt die Urfrage ungelöst bestehen: Was war zuerst da? Wer genau darüber nachdenkt, wird erkennen, dass ein Wort nicht

ausgesprochen werden kann ohne einen Gedanken. Und ein Gedanke wiederum kann nicht Gestalt werden ohne eine wie auch immer geartete Sprache, die entsteht. Form und Inhalt können nicht getrennt voneinander gesehen werden, und so entstand irgendwann die zwangsläufige These, dass beides parallel zueinander entstanden sein muss.

Jemand, der nun die Welt namens Vulkan kennt, würde sagen: Irrelevant. *Weder Ei noch Henne*. Er würde an das Feuer denken, das aller Beginn war. Vulkan musste zuerst unweigerlich durch die Flammen gehen, um zum gleichklanghaften Segen von Wort und Gedanke überhaupt vorzustoßen.

Die Verbleibe aus der Frühgeschichte des Planeten sind nur spärlich, der historische Ertrag höchst unbefriedigend. Die Lücke zwischen wissenschaftlichem Anspruch und überlieferter Wirklichkeit bei der dürftigen Quellenbasis ist eine fortwährende Herausforderung für die Zunft der Historiker. Ob sie nun wollen oder nicht: Auch sie können sich der Welt der wohl dosierten Imagination zum Zwecke ihrer Tätigkeit nicht entziehen, wollen sie Entscheidendes über die Präreformationsgesellschaft Vulkans ans Licht ziehen.

So sind Vorstellungen entstanden von wilder, barbarischer Pracht auf einer roten Wüstenwelt, von einer stolzen, vitalen Kultur mit bizarren und geheimnisvollen Zeremonien, von Wundern und Schrecken, die auf den unkontrollierten Einsatz mentaler Macht zurückgehen, von Blutopfern, großen Schlachten, einzelnen Kämpfen und Duellen, bei denen ganze Königreiche auf dem Spiel standen, von ungezähmten Leidenschaften und tragischer Liebe, bei der Seelenblockade zum Opfer fällt, von Clanrivalitäten und übersteigertem Ehrgeiz. Kurzum: Von grenzenloser Zügellosigkeit. Diese Vorstellungen sind zweifelsohne faszinierend; wie ein nebulöser Schleier tanzen sie vor dem Horizont der Wüste *Gol*, jenseits der flirrenden Sandsteinbergebenen des *Glühofens* oder der alten Hauptstadt Vulkans selbst und sorgen dabei im Herzen einer Kultur, die eigentlich längst dem Transzendentalen entsagt hat, für immer neue Legenden.

Heute wissen wir, dass auf dem Vulkan vor der Reformation ein ökonomischer, politischer und moralischer, ja ein totaler Zusammenbruch bevorstand. Gedankenlords, die dem *Magischen Orden* entsprungen waren, hatten damit begonnen, sich gegenseitig zu bekriegen. Zuerst fielen dem jene Welten zum Opfer, die im Laufe der vulkanischen

Frühgeschichte kolonisiert worden waren. Die Zerstörung war so umfassend, dass diese annektierten Welten nahezu an Bedeutung verloren und sich alles auf die Heimatwelt konzentrierte. Schrankenlos setzten die Gedankenlords ihre unvorstellbaren Kräfte ein, um sich eigene Reiche zu schaffen, in denen Intrige, Furcht und grenzenlose Emotion herrschten. Aufgrund ihrer ungezügelter Gier nach Macht, Besitz und Kontrolle wurden die Gedankenlords auch als ‚Raptoren‘ bezeichnet; über ihre Anhänger und Armeen sprach man von ‚Jenen, die unter den Schwingen der Raptoren marschieren‘. Seinen Höhepunkt erreichte diese Epoche blutrünstiger Wildheit, als Zakal, der Schreckliche, aufstieg und sein Territorium *ShanaiKahr* schmiedete. In dieser Phase eskalierte die von den Raptoren ausgehende Gewalt, und der sich anschließende Bürgerkrieg besiegelte das Schicksal der Welt für eine lange Zeit.

Obwohl der Planet in der Folge verwüstet war und lange brauchte, um sich vollständig davon zu erholen und erneut zu den Sternen zu reisen, gelang es, das vulkanische Volk vor dem Untergang zu bewahren. Bereits nach drei bis vier Generationen entwickelte sich ein erstaunlich stabiler Frieden, wie er nur wenigen anderen Völkern vergönnt ist. Es muss also etwas passiert sein, für das

einfache historische und soziologische Erklärungsmuster nicht ausreichen. Wir kennen Beispiele für Welten – etwa Denobula oder Betazed –, auf denen sich Gewalt und Paranoia nie in einem vergleichbaren Maßstab ausbreiteten oder von Anfang an auf ein Minimum beschränkt blieben. In solchen Fällen hätte eine pazifistische Bewegung wie die von Surak nicht die gleiche Anziehungskraft ausgeübt. Tatsächlich begriffen viele Vulkanier, dass ihre Welt unmittelbar am Abgrund stand, sodass Suraks moralische Strahlkraft im Sinne einer gesellschaftlichen Alternative bereits genügte, um Überzeugung zu stiften.

Allerdings vernachlässigt eine allzu starke Fixierung auf die Figur des Philosophen beziehungsweise deren Überhöhung, dass noch andere Faktoren jene Gemengelage stark begünstigt haben könnten, die zu einer geschichtlich einmaligen Selbstreinigung und reformatorischen Neuausrichtung der vulkanischen Zivilisation führten. Es ist pikant, dass die Suche nach jenen Faktoren, die Surak bei seiner politischen ‚Mission‘ zu Pass kamen, ausgerechnet auf innere Widersprüche seiner Persönlichkeit hindeuten.

Einige Autoren haben sich genauer mit dem Lebenslauf des Mannes befasst, der unerschütterliche Friedensliebe, Anteilnahme und Verständnis, auf-

klärerische Vernunft und eine säkulare Weltsicht zu ehernen Prinzipien erhob und der sich für seine Überzeugungen ohne zu zögern opferte. Heute gilt als gesichert, dass Surak einen schrecklichen Tod starb, obwohl er jahrelang darauf hingewirkt hatte, seinen Feinden die Hand zur Versöhnung zu reichen. In dem Gebiet, das heute als der *Glühofen* bekannt ist, geriet er um das Jahr 481 mit einem Teil seiner Anhänger in einen nuklearen Hinterhalt.

Es gibt einige Punkte, über welche die Vulkanier sich bis zum heutigen Tage ausschweigen, wenn ein fremdweltlicher Geschichtskundiger entsprechende Fragen stellt. Sie ziehen es dann vor, alleine die (vermeintlichen) Fakten zu präsentieren: Surak lehrte Frieden und starb selbstlos dafür; Hunderte und Tausende von Vulkaniern folgten seinem Beispiel in einer gewaltigen Bewegung, die schließlich den ganzen Planeten erfasste, bis die Welt unbeherrschter Leidenschaft abschwor und sich auf die Logik besann.

Doch hier fängt schon das Dilemma an: Was genau *ist* diese Logik in ihrer Gesamtheit? Ist es blanker Rationalismus, Askese, Disziplin, Wissenschaftsfixierung? Und wenn ja: Warum sind dann Vulkanier so extrem ritual- und traditionsorientiert, ja sogar fortschrittsskeptisch? Weist das nicht

eher darauf hin, dass hinter der Fassade der so genannten Logik ein Gott oder eine spirituelle Essenz heimisch ist? Wenn man sie dazu fragt, sagen Vulkanier in der Regel nur sehr wenig.

In einem weiteren Punkt lehnen sie häufig Kommentare ab. Es geht dabei um den ruhigen, stolzen Mann namens Karatek, der – wie Surak auch – behauptete, für den Frieden geboren zu sein. Er wandte sich schließlich von Vulkan ab und verließ zusammen mit zwölftausend seiner Anhänger jene Welt, die sich gegen den Krieg entschieden hatte. Was aus ihm und seinesgleichen inmitten der interstellaren Nacht wurde, weiß niemand auf Vulkan.

Die Art und Weise, wie Karatek verschwand, ist *vornehmlich* etwas, über das nicht gerne gesprochen wird. Denn historische Hinweise deuten an, dass er und seine Jünger keineswegs von Vulkan vertrieben wurden, sondern aus freiem Willen und eigenen Stücken das Weite suchten. Als Letzte, die vom Glauben an die wahre Natur Vulkans beseelt waren, stiegen sie mit Generationenschiffen empor zu den Sternen, ohne dass Surak, als seine Bewegung schon den ganzen Planeten erfasst hatte, sie aufhielt. Ein philosophischer Revolutionär, der in seiner Revolution Aussparung, ja vielleicht Nachlässigkeit vornahm? Jemand, der

zeit seines Lebens dafür stritt, Vulkan fundamental zu verändern, nur um dann einen Teil dieser alten, selbstmörderischen Zivilisation ziehen zu lassen, damit sie sich wohlgar anderswo neu entfalten konnte, um dort wieder Leid und Elend zu bringen? Dies ist vielleicht das größte Geheimnis des Planeten Vulkan, der schon so vieles in seiner langen Geschichte gesehen hat.

Eine Lösung des Mysteriums ist nicht in Sicht. Surak ist vor annähernd zwei Jahrtausenden gestorben; Quellen sind verschüttgegangen und das Wenige, was den Fortgang der Gezeiten überdauert hat, ist für die Untermauerung von Theorien unzureichend; die Nachfahren schließlich schweigen, vermutlich aus Unwissen, aber möglicherweise auch, weil sie um die Macht dieses Geheimnisses wissen. Und dabei womöglich etwas hinter ihrer abgekühlten Fassade empfinden. Furcht? Scham?

Lassen Sie mich Ihnen mitteilen, zu welchem Schluss ich im Zuge meiner langjährigen Recherchen gelangt bin. Heute bin ich davon überzeugt: Die Zwölftausend und Karatek waren die ersten *Rihannsu*, die Begründer jenes politischen Gebildes, das später für Angst und Schrecken in der Galaxis sorgen und unter dem Namen ‚Romulanisches Sternenimperium‘ aufgehen sollte.

Versuchen wir auf Basis der wenigen Belege, die es gibt, zu rekonstruieren, wie sich der Gang der Geschichte in den schicksalhaften Jahren der großen Reformationswende zugetragen haben mag und warum Karatek schließlich so ohne Einhalt gehen durfte.

Mit dem Tod des Gedankenlords Zakal in der Herzkammer seines Reichs *ShanaiKahr* setzte eine große Verschiebung im politischen Gefüge Vulkans ein, die selbst durch seine Nachfolgerin Khoteth (sie trug sein *Katra* eine Zeitlang in sich) nicht abgefangen werden konnte. Dem antagonistischen Großreich des Herrschers Nortakh gelang es, *ShanaiKahr* mit seinen Armeen zu überrennen. Doch hatte der blutrünstige Nortakh, in seiner wahnwitzigen Hoffnung, zum quasiabsoluten Herrscher des Planeten aufzusteigen, nicht berücksichtigt, dass seine Konzentration auf die Unterwerfung *ShanaiKahrs* mit einem gravierenden Fehler einherging. Um sich den Rücken für die große Invasion der Konkursmasse Zakals frei zu halten, hatte er sich vorher mit den anderen vier kleinen Reichen alliiert sowie mit einer noch jungen politphilosophischen Bewegung unter einem gewissen Surak. Letztere hatte durch die Grenzen

seines Reichs freies Geleit und immigrierte in großer Zahl.

Zu spät erkannte Nortakh seinen gewaltigen Irrtum, als Suraks Anhänger Alltag und militärischen Fortschritt eines Tages zum Erliegen brachten. Ihre Ideen waren durch die teils voneinander abgeschotteten Gebiete diffundiert und in der Bevölkerung zirkuliert; sie schienen Zivilisten wie Soldaten gleichermaßen den Kopf verdreht zu haben. Die Tatsache, dass Surak sich im Geheimen mit der Kaste der ominösen Hohenmeisterinnen verbündet hatte, hinderte Nortakh daran, die „Einflüstererbande“, wie er sie verärgert nannte, herauszuwerfen. Bald schon scheiterte nicht nur die Eroberung von *ShanaiKahr*, sondern auch sein Territorium fiel unter dem Druck, den Surak, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben, entfacht hatte – wenn Nortakh selbst auch mit dem Schwur entkam, Rache zu nehmen.

Zu diesem Zeitpunkt stand an Suraks Seite ein Mann, der das Kind eines Gedankenlords namens S'task war und eigentlich Thronfolger in einem der vier kleineren Reiche hätte werden sollen. Doch Karatek düstete es nach eigener Aussage nicht nach Macht, sondern nach der Kraft der Idee. Surak und er hatten sich kennen gelernt, als ersterer dereinst am Hofe S'tasks eine Audienz

hatte, und Karatek war von dem ungewöhnlichen Besucher höchst beeindruckt gewesen. Gegen den Willen seines Vaters und gegen die Liebe der ihm versprochenen Frau schwor er der Zukunft als Herrscher ab und zog mit Surak in die Ferne, um ein puritanisches Leben zu führen.

Surak hatte mehr Zeit mit ihm verbracht als mit jedem anderen seiner Schüler; selbst T'Klaas, der später als einer der ersten *Kolinahr*-Meister noch zu großem Ruhm finden sollte, war nicht so lange mit dem großen Lehrer zusammen gewesen wie Karatek. Über die gemeinsame Zeit hinweg hatte Surak versucht, ihm vieles beizubringen über die kathartische Wirkung der Askese, seine politphilosophischen Vorstellungswelten und die Neuinterpretation des vulkanischen Wesens, doch nach vielen Jahren, als sowohl *ShanaiKahr* als auch Nortakhs Reich vor dem Zusammenbruch standen, entpuppte sich Karateks wahre Natur: Der junge Mann an der Seite des weisen Lehrmeisters war ein Separatist und Extremist. Augenscheinlich träumte auch Karatek von der gereinigten und unverfälschten Wesensart der Vulkanier, doch verwies dieser Traum defacto in die genau entgegengesetzte Richtung Suraks.

Suraks Schwäche war längst zu voller Ausprägung gekommen. Er liebte Karatek wie den Sohn,

den er nie gehabt hatte, und deshalb hatte er einen schwarzen Fleck auf der ansonsten so scharfen philosophischen Linse, was seinen blaublütigen Mitstreiter anbelangte. Eine große Nachsicht, eine nachgerade Verblendung der Tatsachen um Karateks Denken und Handeln keimte herauf.

Schon damals war Karatek die Überzeugung inhärent gewesen, dass das Vulkan seiner Vorstellung nicht Wirklichkeit werden würde. Nein, vielmehr würde ein Vulkan der korrupten, brutalen Maßlosigkeit ersetzt durch ein kontemplatives Vulkan des Stillstands und der Selbstaufgabe. Bürgerkrieg und Reformation hatten ihren Zenit noch nicht überschritten, da rief Karatek in den Informationsnetzen und Gedankenbäumen der umstürzenden Welt für eine neue Gesellschaft auf. Es war dies weder das Vulkan der Gedankenlords noch Suraks neuer Pfad, sondern eine dritte Möglichkeit. Obwohl Karateks Vorstellungen in erster Linie auf mitreißender Rhetorik basierten und inhaltlich eher diffuser Natur waren, stellte er eine vulkanische Gemeinschaft in Aussicht, die äußerlich von dem Wert der geformten Einheit zehrte und innerlich ihre glühende Leidenschaft in kanalisierter Form auslebte. Nur so, lautete sein Plädoyer, könne die schöpferische Kraft dieser Welt bewahrt und gemehrt werden. Zugleich soll-

ten Vulkanier nie wieder übereinander herfallen wie ungezähmte *Sehlats* und so ihre Heimat an den Rand des Ruins führen.

Spätestens jetzt kam es zwischen Surak und ihm zum offenen Disput. Der Lehrer trachtete danach, seinen Schüler zur Vernunft zu bringen, wobei er feststellen musste, dass Karatek eigene Argumente gefunden hatte, die er unter keinen Umständen aufgeben wollte. Friede, so meinte Karatek, sei der falsche Weg ins Universum, das nun auf Vulkan warte. Alleine schon um nicht den barbarischen Völkern im All zum Opfer zu fallen, müsse Gewalt immer einkalkuliert werden, mehr noch: Stärke aktiv hergestellt werden, unter der strikten Bedingung einer Einheit von Volk und Ordnung. Längst jedoch war dem Älteren wie der vulkanischen Öffentlichkeit bekannt, dass Karatek mit der Idee spielte, zu den Sternen aufzubrechen, um seine gesellschaftlichen Vorstellungen im Schoße einer neuen Welt umzusetzen.

Es waren nur wenige Monate vonnöten, bis sich herausstellte, welche Gravitation Karateks Werben unter den Vulkaniern entfesselt hatte. Zugegeben, fast alle normalen Volksgenossen hatten unter der ungebändigten Macht der Gedankenlords nahezu unendlich gelitten und wollten ergo ein neues Vulkan der Gleichheit und des inneren

Friedens. Doch gab es auch Diejenigen, die Angst hatten vor einer wie dogmatisch klingenden Reformation, die nur noch Logik und Selbstdisziplin, nur noch den inneren statt den äußeren Feind anvisierte. Diese Leute glaubten, Vulkan falle von der einen Knechtschaft in die andere – wenn nämlich eines Tages feindselige Fremdweltler am Himmel erschienen.

Das nun Folgende wird Vulkan erst in Jahrhunderten rückwärtig erkennen, indem es verloren geglaubtes Archivmaterial findet und eingehend studiert und sich auch auf Basis anderer Offenbarungen der Wahrheit langsam zuwendet.

Schon nach kurzer Zeit waren diese Fronten geklärt.

Karatek, der lange vom reichhaltigen intellektuellen Fundus Suraks gezehrt hatte, erkannte schnell, dass eine Fortsetzung des Streits Vulkans Chancen schmälerte, als geeinte Entität jenen Mächten gegenüberzutreten, die eines Tages zu äußeren Feinden werden konnten. Auf tragische Weise seinen Standpunkt über einen Bürgerkrieg durchzusetzen war mehr als ungewiss, und der Preis dafür hätte aus neuerlichen Dekaden des Blutvergießens bestanden. Aber auch eine andere Frage beschäftigte Karatek, und sie zeichnete sich durch eine ethische Natur aus: Als Suraks Schüler

wusste er, dass keine Sache – ganz gleich wie gut und erstrebenswert – auf der Grundlage eines negativen Anfangs Früchte tragen konnte. „Die Struktur der Raum-Zeit“, hatte Surak bei ihrem ersten Treffen betont, „gibt den Mitteln Priorität, nicht dem Zweck. Nur ein makelloser Beginn ermöglicht auch einen einwandfreien Erfolg.“

Karatek also verfestigte seine Position, indem er einen sauberen Schnitt und Neuanfang vorschlug. Wenn man unzufrieden war mit der Welt und diese sich nicht ohne weiteres abändern ließ, dann musste man eben eine neue erschaffen.

Und Surak, weise wie er nun einmal war, entschied zu Karateks Gunsten. Er liebte ihn als Zögling und schätzte ihn als Schüler. Mit dem Fall des alten Vulkan etablierte Surak mit den Seinen ein neues gesellschaftliches Projekt; gleichzeitig half er Karatek bei Organisation und Bau einer Flotte mächtiger Generationenschiffe, auf die ihn jene Zwölftausend begleiten würden, die sich dazu bereit erklärt hatten, in die Fremde zu ziehen.

Die *Vali Col*, Karateks Flaggschiff, verließ die Oberfläche zuletzt, um zur wartenden Flotte zu stoßen. Vor ihrem Abflug reichte Surak ihm ein verpacktes Objekt, das Karatek erst öffnen möge, wenn er unterwegs war, und symbolisch ein Aufzeichnungsgerät. „Erzähle Deine Geschichte.“,

sagte er. „Und dann eines Tages kehre zurück. All das vergiss bitte nie.“

Karatek hatte über die Worte gestutzt, denn es war erklärte Absicht, nicht mehr nach Vulkan zurückzukehren. Das hatte Surak gewusst, und doch hatte er diese Abschiedsworte gewählt und ausgesprochen.

Und dafür letztlich bezahlte er auch mit seinem Leben.

Um den Abflug der *Vali Col* zu beobachten, stand er in einer steinernen Halle der Ahnen, ganz in der Nähe einer soeben von der UMUK-Bewegung befreiten Stadt. Hier sprengte sich der fahnenflüchtige Nortakh mit einer Nuklearwaffe unglaublichen Ausmaßes in die Luft, maximalen Schaden verursachend.

Für die kommenden Jahre regnete es Asche vom Himmel; ein nicht unbeträchtlicher Teil Vulkans war radioaktiv verstrahlt. Der Planet begann seinen Neuanfang unter schwerer Hypothek.

Trotz des durchschlagenden Erfolgs seiner Bewegung und der Befriedung der Bevölkerung nach dem Abflug der Diaspora, die schon nach wenigen Dekaden jedermann für gescheitert halten würde, verlor Surak den Optimismus. Auf eigenen Wunsch zog er sich in jene Steinhalle zurück, von wo aus er den Start von Karateks Schiff beobachtet

hatte, und erlag dort seiner fortgeschrittenen Strahlenkrankheit¹.

Vulkan zerstört sich soeben selbst..., notierte er, bevor er diese Welt verließ.

Wie sind Suraks letzte Worte aufzufassen? Und wenn sie in Verbindung standen mit seiner Unterstützung Karateks – warum hatte er dann eine Diaspora guten Mutes überhaupt zugelassen? Abschließende Antworten auf diese Fragen gibt es nicht, aber es könnte natürlich sein, dass er schon damals an eine Wiedervereinigung gedacht hatte. Doch letztlich, darf man nicht vergessen, dass selbst Surak keine göttliche Erscheinung gewesen war, sondern ein lebendes, atmendes Wesen mit Selbstzweifeln und Sorgen, die ihn umtrieben. Soviel ist gewiss: Karateks Verlust hatte er nie verkraftet; Aufzeichnungen belegen, dass er daran gedacht hatte, ihm die Fortführung seines Unterfangens in die Hände zu legen. Doch Karatek hatte sich vorher abgewandt – für eine Idee, die Surak entliehen und trotzdem nicht dieselbe war. Die Idee eines Neuaufbaus einer Gesellschaft. Damit machte sich Surak bis zu seinem Tode Vorwürfe,

¹ Dessen ungeachtet gibt es Hinweise, dass Suraks *Katra* seinen physischen Tod überdauerte, wie sich allerdings erst im Erdenjahr 2154 einer größeren Öffentlichkeit zeigte (vgl. *Zweite vulkanische Reformation*:

http://www.startrek-companion.de/STC2008/datenbank/hist_vulkref.html).

es sei seine Schuld, dass der junge Mann auf die abseitige, separatistische Bahn geriet. Als er hoch oben, auf dem Berg *Seleya*, beigesetzt wurde, war Vulkan – gerade so der totalen Vernichtung entkommen – immer noch dabei, sich selbst zu finden.

Nun fragt man sich zu Recht, wie Karateks Geisteshaltung bei den vielen Zehntausend Vulkaniern, die seine Einstellung teilten und bei den immerhin Zwölftausend, die ihn schließlich an Bord der zehn Generationenschiffe begleiteten, auf fruchtbaren Boden fallen konnte. Manche Geschichtswissenschaftler vertreten die Ansicht, dass die Trennung der *Rihannsu* von den Vulkaniern nicht erst stattfand, als die Diaspora das 40-Eridani-System verließ, sondern weit vorher, vor dem Aufkommen der Herrschaft der Gedankenlords. Sie referieren hierbei zum Entstehen von Xenophobie in der vulkanischen Gesellschaft nach dem ersten Kontakt mit der ersten fremden intelligenten Spezies.

Dabei handelt es sich um Theorien, die es verdienen, von beiden Seiten betrachtet zu werden. Warum sollten Vulkanier auf andere vernunftbegabte Wesen mit ausgeprägten xenophoben Tendenzen reagieren? Immerhin gehört Vulkan zu

den zwanzig Prozent der bekannten Welten, auf denen sich mehr als nur eine intelligente Lebensform entwickelt hat. Prähistorische Kontakte mit den *Tekhrats* und dem Intellekt des tiefen Sandes² hätten eigentlich ausreichen müssen, um die Vulkanier auf den Schock nonhominider Intelligenz vorzubereiten.

Ihre Technik, die elegante und effiziente Kombination aus physischen und nichtphysischen Wissenschaften, rückte den Sternenflug bereits in greifbare Nähe, als die Menschheit noch nicht einmal die Antike durchlief. Zu Suraks Lebzeiten lag die erste Landung auf dem Nachbarplaneten Vulkans schon einige Jahrhunderte zurück, und der Transport von Rohstoffen, die man auf den anderen Innenwelten des heimischen Sonnensystems abgebaut hatte, war eine Normalität. Die Gedanken der Vulkanier glitten ins All, als Philosophen und Techniker die wahrscheinliche Existenz von anderen intelligenten Lebensformen auf fernen Planeten postulierten. Wenn man die Sache aus dieser Perspektive sieht, kann man wohl kaum von Xenophobie sprechen.

² Gemeint sind im Untergrund lebende nicht-humanoide Lebensformen, die später jedoch ebenso wie die *Tekhrats* aussterben; nicht zuletzt aufgrund der Verheerung des Planeten (es gibt die Vermutung, dass die genannten Spezies besonders anfällig für die radioaktiven Isotope waren).

Doch die Vulkanier erwartete ein anderes Universum, als sie zunächst glaubten. Sie gerieten zwischen die Fronten mehrerer Völker, die in ihrem unendlichen Verlangen nach mehr Macht Schreckensherrschaften etablierten und sich gegenseitig mit den brutalsten Mitteln bekämpften. In einer Kraftanstrengung gelang es dem Planeten, aus der Schusslinie zu bleiben, während sich die genannten Mächte gegenseitig zu Staub pulverisierten. Aber zurück blieb auf Vulkan ein Gefühl der Schwäche, des Ausgesetzt-seins, denn auch ihre Welt war in den Bannkreis von Erpressung und Plünderung geraten.

Dieses Gefühl der Schwäche hatte der *Magische Orden* ausgenutzt, um sich zur Herrschaft aufzuschwingen und die eigene Kolonisierung voranzutreiben. Unter dem Preis der Freiheit sah es zunächst danach aus, dass die Gedankenlords tatsächlich ein Mehr an Sicherheit für den Planeten erwirkten: Kraft ihrer Gedanken steuerten sie orbitale Verteidigungssysteme und Flotten und brachten jeden näher kommenden Feindauflauf sofort zum Erliegen. Doch tragischerweise waren die Gedankenlords besessen von Ehrgeiz und Macht. Sie begannen ihre Traditionen zu missachten und wandten sich gegeneinander. Ihr Dschihad, welcher den *Magischen Orden* schließ-

lich sprengte, tauchte Vulkan in ein finsternes Zeitalter.

Trotzdem ist interessant, dass seit Vulkans ersten Negativerfahrungen mit dem weiten All, sich ein lockerer Verbund Xenophober formierte, der über die Jahrhunderte Bestand hatte. Der Standpunkt dieser Bewegung war es, Vulkans Sicherheit über alles andere zu stellen, um nie wieder abhängig von fremden Mächten zu werden. Tatsächlich drang jene Geisteshaltung tief ins kulturelle Bewusstsein der Gesellschaft vor und trug sich bis in die Zeit des Ersten Kontakts mit den Menschen erkennbar in Gestalt einer ausgeprägten Isolationshaltung fort (und auch der Tendenz, die eigene Flotte immer möglichst nah zur Heimat zu halten).

Aber der Xenophobiebewegung wurde trotzdem eine besondere Rolle zuteil. Aus Angst, dass Surak mit seiner Reformation die Sicherheit Vulkans aufs Spiel setzte, schloss sich der Großteil der rund viertausend Aktivisten Karateks Reise an – und brachte von vorneherein ein Höchstmaß an Fremdenfeindlichkeit in die Diaspora ein.

Noch etwas ist interessant. Als die *Vali Col* mit ihrer Flotte auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigte, hinaus in die endlose Finsternis, schickte sie

eine letzte Botschaft, die viel Verwirrung stiftete. Es handelte sich um einen einzelnen Vers, und er stammte von Karatek.

*Inthronisiere die Vergangenheit;
Auf diese Weise finden Dich Feuer
Und altes Blut wieder:
Besser Herzen brechen
Als Welten.*

Es ging in die vulkanische Geschichte ein als Karateks Lied, sein Abschied von Vulkan, und auch sein letztes Gedicht.

Was kein Vulkanier mehr mitbekommen hat: Nachher zerriss er die Saiten seiner *Ryill* und schuf bis zu seinem Tode kein anderes Lied. Und abgesehen von einer oder zwei wichtigen Ausnahmen auch keine Poesie mehr.

In Karateks Abwesenheit, unter der Anleitung, die Surak hinterlassen hatte, wurde Vulkan in langen Schritten eins; ein Musterbeispiel des Friedens nahm Gestalt an, so viel Zeit auch vonnöten war.

Es heißt, das Böse triumphiert häufig über das Gute – es sei denn, das Gute ist sehr vorsichtig. Nun, das mag stimmen. Aber es sollte hinzugefügt werden: Das Gute erhält oft Hilfe, die auf den ersten Blick betrachtet böse zu sein scheint, und

„selbst Gottes Feinde gehören zu seiner Schöpfung“. Surak setzte sich für eine Idee ein, deren Zeit gekommen war. Es war eine Idee, deren Verwirklichung Neid und Sehnsucht zu anderen Welten trug. Doch die Schattenseite dieser Vision – die unvollständige, gescheiterte Seite – blieb ein Teil von Surak und brach ihn, ebenso wie Vulkan davon gezeichnet wurde.

Nach Suraks Tod fand man folgenden Vers bei seinen Schriften:

*Entthronen die Vergangenheit;
Auch auf diese Weise kommen neue Tage,
Wenn auch leeren Herzens:
O die lange Stille,
Mein Sohn.*



KAPITEL 4

Dartha, Regierungsviertel

Die schlimmste Beleidigung, die Vrax je gehört hatte, stammte von einem Kevratianer. Es war ein reicher Kaufmann vom Planeten Kevratas gewesen, der sich auf der Durchreise befand, zu einem Zeitpunkt, da Vrax noch lange nicht Senator war, sondern bestenfalls ein unerfahrener Sekretär mit wenig Hang zum Ausschöpfen des politisch Machbaren.

Das Trostloseste an dieser Stadt sind seine Bürger., hatte er vollmündig postuliert. *Dunkle, schlichte Kleidung tragen sie, gehen mit gesenk-*

tem Haupt einher, wechseln kaum ein Wort und vermeiden sogar Blickkontakte. Niemand hier scheint es eilig zu haben; niemand erweckt den Eindruck, bestimmten Aufgaben nachzugehen. An einigen Stellen bilden sich Gruppen, aus kaum ersichtlichem Anlass. Die meisten Leute sprechen mit gedämpfter Stimme. Keine Anzeichen von Freude, Ehrgeiz oder Erregung, sondern eher omnipräsente Niedergeschlagenheit und emotionale Düsternis. Wissen Sie, Mister Vrax, das erinnert mich an ein vor Jahrhunderten auf meiner Welt durchgeführtes Laborexperiment: Man brachte Ratten in immer kleineren Käfigen unter, bis sie aufgrund des Platzmangels gegenseitig übereinander herfielen.

Der dicke, kahle Krevratianer hatte ein abscheuliches Lachen produziert, sein Wanst hatte sich gehoben und gesenkt, ehe er von dannen zog. Er war davon ausgegangen, dass ihre Wege sich nie wieder kreuzen würden und deshalb diese mundgeruchschwängere Unerhörtheit von sich gelassen. Damals hatten noch viele *veraku* zwischen Kevratas und dem Sternenimperium gelegen, und letzteres war erst dabei gewesen, sich als regionale Mittelmacht zu konstituieren. Je mehr das *Rihannsu*-Reich sich mit dem Fortgang der Zeit ausdehnte, desto schweigsamer waren die Kevrati-

aner geworden und hatten sich aufs Geschäftliche konzentriert.

Doch Vrax hatte nicht vergessen, und auch, weil Kevratas aus strategischer und ökonomischer Sicht so unattraktiv nicht war, hatte er es vor weniger als einem *khaidoa* zu einem Teil des Sternenimperiums gemacht. Nur auf den kam es an, der zuletzt lachte.

Aber unabhängig von der strafenden Gerechtigkeit, die die vorlauten Kevratianer schließlich mit der Rute der Züchtigung eingeholt hatte – Vrax hatte oft an das Ausgesprochene gedacht. Und sich entschieden gestellt.

Rihannsu hatten einen anderen Blick auf die Dinge; sie waren stolze Wesen, verwechselten Stolz aber zu keiner Zeit mit Selbstsucht, zumal in den Schatten *alles* möglich war.

Unter diesem Aspekt sah er auch die Bürger von *Dartha*. Sie waren stets auf der Hut; mit der allgegenwärtigen Nonchalance ausgestattet, war es klüger, sich zu bewegen, weil man nicht viel von sich preisgab. Dieses Auftreten war ein Zeichen von Besonnenheit, der Selbstdisziplin, nicht der Schwäche. Alleine schon für den Vergleich mit Ratten hätte Vrax diese niedere Kreatur zerfleischen können, wäre es nicht vonnöten gewesen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Der zwei-

te Aspekt, der sich zu jener bürgerlichen Besonnenheit hinzugesellte, bestand in der hierarchischen Gliederung der *Rihannsu*-Gesellschaft – eine Gliederung, die sich – wie tragisch – immer weiter aufzulösen begonnen, die zu Vrax' Zeiten aber anstandslos funktioniert hatte. Natürlich sollte im Auftreten der Bevölkerung *Darthas* erkennbar sein, welche Stellung sie besaßen. Und auch der Respekt und die Fügung vor ihren Herrschern sollte in ihrem alltäglichen Gebaren zum Ausdruck kommen. Vrax für seinen Teil fand es nur angemessen, wenn man im Namen eines Volkes arbeitete, diese Aufgabe in einer zureichend privilegierten Höhe nachvollziehen zu können.

Aber das alles sagte niemals aus – so wie der Kaufmann es angedeutet haben wollte –, dass er sein Volk nicht liebte. Er liebte es mehr als alles andere. Die Kausalität und der Zusammenhalt dieser mannigfaltigen Gesellschaft waren aber ausgesprochen komplex, für einen Nicht-*Rihannsu* mit seinen einfachen Begriffen von Gut und Böse, von Rechtschaffen und Ungerecht nicht zu verstehen. Die Leidenschaft war, seit Karateks Eroberung und Bändigung von *ch'Rihan*, stets der Antrieb dieser Gemeinschaft gewesen. Sie war Anfang und Ende. Und wo Leidenschaft war, da musste Liebe das Fundament bilden.

Vrax schwor sich, diese Leidenschaft wieder stärker zu betonen, wenn die Koalition erst einmal aus der Geschichte getilgt war und die Erde sich in die lange Reihe imperialer Protektorate eingereiht hatte.

Nie wieder Macht für die Leidenschaftslosen., sagte er sich, als er sein Aussichtszimmer im Dachgeschoss des Prätorienpalastes betrat.

Er ging zum Fenster des edlen Raums und genoss einen kurzen Moment das Panorama. Im Vordergrund mit dem Siegesplatz reckten sich die Türme der Hauptstadt stolz gen Himmel. Von einigen dieser Monolithen von elfenhafter Schlankheit und schneidender Form schauten überlebensgroße Statuen herab, militärische und heroische Legenden des Imperiums, die heute und für alle Zeit ihren Segen spendeten. Am beeindruckendsten war immer noch die Kuppel des Senats, die den Horizont wie das fortwährend sonnenverbrannte Antlitz von *ch'Havran* dominierte.

Drei wild aussehende *Mogai* ließen sich von den thermalen Lüften hoch über der Kuppel treiben und stießen klagevolle Laute aus, während sie mit fast bewegungslosen Flügeln ihre Kreise zogen. Ob die fleischfressenden Vögel vielleicht lebende Beute oder Aas gewittert hatten? Weiter hinten, einer anderen Himmelsrichtung, erhoben sich

zerklüftete Berge in wilder Pracht. Vrax liebte jene Massive; er betrachtete sie oft, um sich an ihrer majestätischen Schönheit zu erfreuen. Einen solchen Ausblick erhaschte man nur selten von *Dartha*; man konnte es nur genießen, wenn man den höheren Schichten angehörte.

Das Aussichtszimmer, das zugleich Büro war, offenbarte weitere Privilegien: Es bot viel Platz, präsentierte sowohl Würde als auch Eleganz. Marmor, Sessel aus Leder, ein großer Schreibtisch aus handgeschnitztem Holz... Er fand Gefallen an solchen Dingen. Beizeiten gedachte er, eine Sammlung literarisch wertvoller Bücher aus der *Rihannsu*-Philosophie hier unterzubringen.

Doch vorher mussten diese taktischen Planungskarten hier verschwinden, die derzeit das Zimmer füllten. Vrax seufzte leise. Es sah wohl so aus, als musste erst einmal die Koalition zerschlagen werden, bevor er sich wieder seiner privaten Passion zuwandte.

Ich habe nichts dagegen..., dachte er und gefiel sich dabei selbst.

„Ich fand immer, der *fwillha*-Turm hätte im fertigen Zustand besser ausgesehen, nicht wahr?“

Vrax erschrak, als er die tiefe Stimme in seinem Rücken vernahm. Sofort wirbelte er herum, war aber nur wenig erleichtert, während er verfolgte,

wie der Eindringling einen schattigen Winkel des Büros verließ und so seine Identität preisgab.

Vor ihm stand Narvas, größter und erfolgreichster Intrigant des Sternenimperiums.

Vrax ließ Atem entweichen. „Hatte ich Ihnen nicht gesagt, dass es taktlos ist, einfach so aufzutauchen?“

Narvas, ein gertenschlanker und hohlwangiger Mann, deutete mit Kopf und Arm eine Verneigung an. Vrax jedoch wusste: Diese Geste entsprang keineswegs der Höflichkeit. „Ich entschuldige mich für diese dumme Angewohnheit.“, sagte Narvas mit einer Stimme, die fast dauernd gedämpft und viel zu melodisch sprach.

Vrax' Unruhe stieg. Sein Gegenüber lebte in den Schatten des Sternenimperiums. Und wenn er irgendwo auftauchte, dann hatte es *immer* seine Gründe. Doch in letzter Zeit hatte Narvas sich nicht mehr blicken lassen, was Vrax zur Überzeugung hatte kommen lassen, dass sie miteinander fertig waren.

„Wie sind Sie hierher gekommen?“

Narvas verharrte dort hinten, an der Grenze zwischen Schatten und Licht. „Aber Prätor...“, sagte er vermeintlich amüsiert. „Ein Vorsitzender des *Tal'Shiar* wäre alles andere als tüchtig, könnte er nicht nach Belieben kommen und gehen. Au-

ßerdem scheinen die Chiffriermodule Ihres Transporters aus der Modellreihe der letzten *fvheisn* zu stammen.“

Vrax kniff die Brauen zusammen. „Das kann nicht sein. Sie wissen, dass dieses Haus gerade erst fertig gestellt wurde.“

„Tja, dann hat eben der Architekt *geschlampt*, nicht wahr?“

Gegen die kühle, technokratische Logik des *Tal'Shiar* waren keine Argumente gewachsen. Narvas hatte diese Schwachstelle gefunden – dementsprechend musste es sie geben. „Ach ja.“, entgegnete Vrax mit dünnem Lächeln. „Jetzt erinnere ich mich: Ich konnte den Mann ohnehin noch nie leiden. Ein Schwadronierer mit dem Hang zum Reden.“

„Und weit mehr als das.“, fügte Narvas anbei. „Mir ist bekannt, dass Sie mit ihm noch die eine oder andere Rechnung offen haben.“

Der Prätor gab sich unbeeindruckt. „Was Sie nicht sagen.“

Narvas redete trotzdem weiter: „Bedauerlicherweise weilt er nicht mehr auf *ch'Rihan*. Er hat sich auf eine der äußeren Kolonien zurückgezogen; irgendein diffuser Fleck Erde, soviel ist gewiss. Der *Tal'Shiar* könnte ihn *bestimmt* aufspü-

ren.“ Seine Stimme war abgeglitten ins gespielt Devote. „Natürlich nur, wenn Sie es wünschen...“

Vrax zögerte. Man konnte ihn nicht für dumm verkaufen. Das letzte Mal, als Narvas und der *Tal'Shiar* ihm einen Gefallen getan hatten, war es um politische Säuberung gegangen. Und davor sogar um einen ausgemachten Regierungswechsel. Und immer war es ein Geschäft mit Gegenleistung gewesen. Seine Behörde hatte sich unlängst zu einem Staat im Staate entwickelt: Der *Tal'Shiar* hatte seine eigenen Gesetze, und immerzu kämpfte er um eine Ausweitung seiner Befugnisse.

„Das wird nicht nötig sein.“, gab Vrax mit ruhiger Stimme zurück. „Immerhin ist das Gebäude, das er entworfen hat, noch *nicht* zusammengebrochen. Ich bin mit ihm sogar zufrieden. Und was den Architekten angeht: Er war zwar ein Verbündeter T'Leikhas, aber...“

„Ich verstehe. Sie wollen mir mitteilen, dass man in einem Staatsstreich nicht *alle* potenziellen Feinde eliminieren kann.“

„Man kann *schon*“, widersprach Vrax, „aber es wäre sehr bald wohl niemand mehr übrig, was meinen Sie?“

Narvas schmunzelte viel wissend über den Scherz, der alles und jeden zum Staatsfeind erklärte. „Ich bin beeindruckt, Prätor. Augenscheinlich

sind Sie eine Insel der Ruhe im Meer des Chaos. Aber dahinter gedeiht Ihr Misstrauen prächtig.“

„Wollte man alles im Leben berücksichtigen, man würde nicht weit kommen. Ich habe gelernt, Prioritäten zu setzen.“

„Ich verstehe.“, wiederholte Narvas. „Vielleicht sollten wir *wirklich* nicht mehr so viel an die Vergangenheit denken. Erlauben Sie, dass ich fortfahre?“

„Eigentlich nicht.“

„Aber Prätor...“ Narvas' Tonfall war zu keinem Zeitpunkt von Ergriffenheit geprägt. „Weshalb diese abweisende Haltung?“

Vrax lief dieser unangekündigte Besuch allmählich gegen den Strich. „Narvas, ich meine mich zu entsinnen, dass wir dieses Gespräch *schon* einmal geführt haben. Ihre Hilfe war erwünscht; jetzt ist sie es nicht mehr.“ Er wischte mit zwei Fingern durch die Luft. „Kehren Sie zurück in Ihren Schattenkerker und verhören Sie ein wenig.“

Einen Moment glaubte Vrax, dem *Tal'Shiar*-Vorsitzenden würde sein falsches Lachen im Halse stecken bleiben. „Ich würde es niemals wagen, dem Prätor zu widersprechen. Wenn Sie es wünschen, dann werde ich selbstverständlich wieder abreisen.“ Vrax' Hoffnungen stiegen, als Narvas sich ein Stück weit in die Dunkelheit zurückfallen

ließ. Doch die Silhouette verharrte. „Dürfte ich Sie trotzdem darauf hinweisen, dass Sie zurzeit einer nicht unerheblichen Gefahr ausgesetzt sind? – Einer Gefahr, aus der der *Tal'Shiar* Sie selbstverständlich befreien könnte.“

Vrax winkte ab. „Gefahren gibt es immer und überall. Wir *leben* für die Gefahr, das haben Sie doch nicht etwa vergessen? Lassen Sie mich allein. Ich habe zu tun. Ein großer Sieg muss geplant werden.“

Narvas' Gestalt zeigte zu einem Bildschirm, wo ein blauer Planet dargeboten wurde. „Die Erde.“, intonierte er und krächzte ein ersticktes Lachen. „Ich verstehe. Ja, es sieht wirklich danach aus, als gingen Sie in großen Schritten auf den Höhepunkt Ihrer Regentschaft zu, Prätor.“

Vrax ließ sich dazu verleiten, seinem Ego Resonanzboden zu geben. „Es wird eine neue Ära für das Sternenimperium. Geschichte wird geschrieben werden.“

„Ganz *sicher* wird sie das. Doch wo wir schon von Geschichte *reden* – mit der Sie sich zweifellos auskennen: Ist es nicht so, dass in einem großen Sieg manchmal der Keim der Niederlage angelegt ist?“

Vrax seufzte über die heuchlerische Unnachgiebigkeit des Anderen. „Sagen Sie, was Sie wollen und verschwinden Sie, Narvas.“

„Was ich will? Nun, das ist einfach: Das Übliche. Prätor und Staat dienen. Und vielleicht...ein wenig Beachtung, wer will das nicht?“

„*Ich* will Sie nicht mehr beachten, Narvas.“, formulierte Vrax mit Nachdruck. „Der *Tal'Shiar* wird *keine* weitere Ausdehnung seiner Kompetenzen erhalten. Das war eine einmalige Sache, und sie wird es bleiben.“

Die Silhouette hob demonstrativ beide Hände. „Nie im *Traume* würde ich daran denken, Prätor. Deshalb stehe ich hier und heute vor Ihnen ohne jegliches geschäftliche Interesse. Sehen Sie es als Zeichen des guten Willens. Wir schulden Ihnen viel, und wir haben ein gutes Verhältnis, denke ich. Leider ist Ihr Verhältnis zu Admiral Valdore – nun, wie soll ich sagen – *nicht* das Beste.“

Obgleich Vrax mit einer gewissen Anbiederung Narvas' Talent bewunderte, immer wieder den Finger in die Wunde zu legen, blieb er gelassen. „Valdore wird keinen Ärger machen. Flottenkommandant *ist* er schon nicht mehr. Er hat nicht einmal protestiert; das war weit weniger, als ich erwartet hätte.“

„Bei allem Respekt, Prätor.“, kam es von der Silhouette. „Wir beide wissen nur allzu gut, dass es in der Politik *ch'Rihans* ein ehernes Gesetz gibt: Je lauter der Protest, desto kürzer sein Fortwähren. Rang hin oder her. Sie kennen Valdore schon lange. Er ist niemand, der sich ohne weiteres abspiesen lässt.“

Vrax schüttelte stoisch den Kopf. „Er hat keine Wahl.“

„Nein, die hat er tatsächlich nicht. Und immer, wenn er sie nicht hat, wird er versuchen, eine ausweglose Situation in eine Chance zu verwandeln. Das entspräche doch seinem psychologischen Profil.“

„Vielleicht.“, gab Vrax zurück. „Was könnte er schon unternehmen?“

Wieder ein kurzes Lachen seitens Narvas. „Vermutlich nicht viel. Möglicherweise ein paar Intrigen.“ Der *Tal'Shiar*-Vorsitzender sank weiter zurück in die unerhellte Ecke des Büros. Jetzt war er kaum noch zu erkennen.

Es war alles wie ein meisterhaft eingeübtes Schauspiel, wurde sich Vrax unliebsam gewahr. Je mehr Narvas zu einem Schatten wurde, desto größer wurde sein Wert für den Prätor.

Vrax' innerer Zweifel keimte schnell, und er strebte ein, zwei Schritte nach vorn. „Das erklären Sie.“

Mehrere Sekunden verstrichen, ehe Narvas antwortete. Keine Frage, seine Pause sollte bedeutungsschwanger sein. „Valdore ist unzufrieden mit seiner Abkommandierung, aber Sie haben Recht mit Ihrer Vermutung: Er ist niemand, der an seinem Posten hängt. Für ihn gab es schon immer Wichtigeres. Könnte *das* nicht der Grund sein, warum Sie ihn für eine Weile zu Ihrer rechten Hand gemacht hatten? Diese Eigenart an ihm hat Ihnen imponiert – aus gutem Grund. Valdore weicht von den meisten anderen *Rihannsu* ab: Die Dinge, die er tut, entspringen einer fast religiösen Überzeugung.“

Vrax ignorierte das augenblickliche Gefühl, dass der Mann dort drüben ihn besser zu kennen schien als er sich selbst. Stattdessen besann er sich auf das Thema. „Er glaubt an *D'Era*.“

„Ja, er *glüht* förmlich vor lauter Glauben. Es gibt nichts, das wichtiger ist. Mit Ihrer Entscheidung, sich gegen ihn zu wenden, haben Sie sich auch gegen *D'Era* gewandt. Zumindest aus *seiner* Sicht.“

„*D'Era*...“, sagte Vrax abfällig und verzog das Gesicht. „Nichts weiter als Dämonen aus grauer Vorzeit. Ein *Rihannsu*, der sich von Zeichen und

Symbolen in Ketten legen lässt, ist ein einziger Widerspruch.“

„Valdore sieht das anders.“, erwiderte Narvas. „Und ich fürchte fast, Sie haben seine Ansichten nur noch gestärkt. Wie dem auch sein mag: Was, glauben Sie, wird er jetzt tun?“

Vrax drehte sich wieder zum Fenster um. „Zu seiner Familie zurückkehren?“

„Mhm. Der zweite Quell, aus dem er seine Kraft bezieht. Ein Streiter für die gerechte Sache, für den Aufbruch in ein neues *Rihannsu*-Bewusstsein. Er hisst die neue Flagge des Imperiums auf fremden Welten – und seine Tochter spielt ihm zu Füßen. Ich muss sagen: Das ist eine noble Vorstellung.“

Vrax knirschte mit den Zähnen. „Es kümmert mich nicht, was er macht. Er steht nicht mehr in meinen Diensten.“

„Sind Sie nicht etwas *voreilig*, Prätor?“, fragte Narvas. „Sie mögen ihn weggeschickt haben, aber Valdore hat noch genügend Loyale im Militär. Genau wie Sie sich den Senat zurechtordneten, hatte er in den vergangenen *khaidoa* Gelegenheit, dasselbe in der Flotte zu tun. Wollen Sie mit diesem Risiko leben?“

Vrax dachte darüber nach – und gelangte zum Schluss, dass Narvas' Darlegungen von der beste-

chenden Schärfe eines *Lirash* war. „So wie es aussieht, habe ich *doch* noch Verwendung für Sie, Narvas. Wie schnell können Sie und Ihre Agenten sich um diese Angelegenheit kümmern?“

„Für Sie werden wir natürlich alles stehen und liegen lassen, Prätor.“, sagte der Schattenwärter zufrieden. „Deshalb sollten Sie keinen Grund haben, bescheiden zu sein.“

Vrax stutzte. „Wie meinen Sie das?“

„Na ja, ich glaube, dass Valdore Ihnen mehr als einmal zum Verhängnis geworden ist. So wie damals, als Sie beinahe für seine Niederlage im Drohnenschiff-Projekt Ihren Kopf herhalten mussten.“

„Das ist lange her.“

„Ja, ich weiß: Die Zeit heilt alle Wunden. Andererseits heißt es doch: Späte Rache ist süß.“

„Die *Menschen* sagen das.“, sagte Vrax und legte eine Hand in die Hüfte. „Sie lernen doch nicht etwa heimlich deren Sprichwörter?“

„Valdore tut es. Er studiert die Menschen sogar ziemlich intensiv. Fast könnte man sagen, er ist geradezu besessen von den Menschen.“

„Ich weiß. Er hat seine Bodenhaftung verloren – und jetzt verdientermaßen seine Stellung. Wie früher, als man ihn aus dem Senat geworfen hat.“

„Er hat das Dogma der unbegrenzten Ausdehnung angezweifelt. Wenn meine Erinnerung stimmt, dann hat er auch Ihnen *persönlich* ziemliche Schwierigkeiten bereitet.“

Einen Schauer vernehmend, wandte sich Vrax wieder zur Gestalt Narvas' um. „Das hatte ich schon ganz verdrängt.“, sagte er geistesabwesend. „Er war erst kurz Senator. Er war wütend auf mich. Ich hatte mich bei einer Abstimmung, die die Macht der Flotte stärken sollte, wider Erwarten zu seinen Ungunsten umentschieden. Ich fand, die politische Kammer dürfe in bestimmten Punkten nicht ihre Kompetenzen aufweichen lassen. Er blieb aus Protest den Senatszusammenkünften der folgenden *eisae* fern, und dementsprechend sahen wir einander nicht. Irgendwann wurde ich in meinem Büro auf T'Leikhas Geheiß verhaftet. Ich erfuhr erst später, worum es ging: Ein Kommunikee war meinem Terminal untergeschoben worden, in dem ich an einer Verschwörung gegen den Senat arbeiten würde. Später konnte nachgewiesen werden, dass ich es nicht geschrieben hatte, doch der Urheber konnte nicht gefunden werden.“ Vrax zog einen Mundwinkel hoch. „Valdore und ich haben nie darüber gesprochen, aber ich weiß, dass *er* es war. In diesem Zeitraum hatten wir viele Auseinandersetzungen gehabt, und er

war zur Überzeugung gelangt, ich würde politisch gegen ihn und seine Interessen arbeiten.“

„Ich verstehe.“, sagte Narvas einmal mehr. Vrax war sich darüber im Klaren, dass sein Gesprächspartner schon verstand, bevor er Worte benutzte, und das machte ihn so gefährlich. Ein Zusammengehen mit dem *Tal'Shiar* war immer ein Spiel mit dem Feuer. „Es ist einfach: Valdore wollte sich an Ihnen rächen. Ist er angesichts der nun entstandenen Situation nicht eine handfeste Bedrohung? Lassen Sie uns auf Nummersicher gehen.“

„Uns?“ Vrax runzelte die Stirn. „Selbst, *wenn* ich Valdore beseitigen wollte – wie kommen Sie darauf, dass ich mich an *Sie* wende? Ich könnte auch meine Leibwache mit der Aufgabe betrauen.“

„Sicher könnten Sie das.“, räumte Narvas ein. „Aber wie würde ein Prätor in der Öffentlichkeit dastehen, der vorsätzlich Meuchelmord begeht? Eine sehr unsaubere Art, die Dinge zu regeln, würde ich behaupten. Ihre Freunde vom *Tal'Shiar* hingegen standen schon immer für Diskretion, und dafür schätzen Sie uns doch auch so sehr. Nicht wahr? Hinzu kommt noch etwas anderes: Valdore wird sich seine eigenen Gedanken gemacht haben; in dem Moment, als er den Prätorienpalast verließ. Er wird es vermeiden, die offene Konfrontation zu suchen.“

„Einverstanden.“, entschied Vrax. „Ich habe ohnehin genug zu tun. Kümmern Sie sich um Valdo-re *und* seine Verbündeten. Aber danach haben wir nichts mehr miteinander zu tun.“ Er lächelte. „Wir haben gemeinsam unseren letzten Tanz getanzt, Narvas. Und nun wird es wieder Zeit für Sie, im Dunkeln zu verschwinden.“

Die Gestalt verneigte sich leicht. „Wie Sie wünschen, Prätor. Bevor...ich jedoch für immer verschwinde, möchte ich Ihnen noch etwas mitteilen: Die Spätfolgen unseres Fauxpas auf Nequencia III scheinen abgewendet. Die Fälschung der Mitteilung an den Menschen Reed war ein voller Erfolg. Er scheint zu glauben, was sein Vater ihm empfohlen hat: kein Wort über das Aussehen der... ‚*Romulaner*‘ zu verlieren.“

„Sehr gut.“

„Nehmen Sie einen Schluck *Kali-fal*, bevor Sie sich an die Arbeit setzen. Das beruhigt die Nerven. *Dhae'ta awCh'Rihan jo*.“

Im Anschluss an diese Worte berührte Narvas mit der rechten Hand das linke Handgelenk, und ein leises elektronisches Summen erklang. Ein individueller Transporter: Schimmernde Energie umhüllte den Vorsitzenden des *Tal'Shiar*. Innerhalb weniger Sekundenbruchteile war Narvas verschwunden.

Vrax blickte weiterhin in den Schatten.

Wenn Valdore und seinesgleichen verschwanden, diene das auch dem ureigenen Interesse des Geheimdienstes. Es gab eine uralte Rivalität um den Einfluss im Militär zwischen *Tal'Shiar* und Raumflotte, und in letzterer war Valdore einer der prominentesten Köpfe.

Auf der anderen Seite wusste Vrax sehr genau: Jedes Mal, wenn der *Tal'Shiar* sich einen Sonderdienst geben ließ, würde dies unweigerlich seinen Preis haben. Aber den konnte er sich leisten, wenn die Erde erst einmal zum Sternenimperium gehörte, seine Feinde weiter dezimiert und Valdore i'Kaleh tr'Irrhaimohn tot war.



KAPITEL 5

Romulanisches Flaggschiff *Erebus* [im Orbit von *ch'Rihan*]

Nijil i'Vervas tr'Aiehm fielen beinahe die Augen zu. Er war so müde, da schien ihm der aufzuholende Schlaf für ein ganzes Leben zu reichen. Trotzdem würde er bis zum Ende seiner Schicht unnachgiebig über die Telepräsenzeinheit wachen, so wie jeden *eisae*, seit das Zakal-Katra erfolgreich in den Konverter eingespeist und die Drohnenschiffflotte – bar jeglicher Telepathen – damit dirigiert wurde.

Hin und wieder hatte er darüber gestaunt, wie stark sich seine Rolle mit dem letztendlichen Erfolg von Valdores und seinem Projekt verändert hatte – ganz schlagartig. Es gab kaum noch Anlass, den Laborbereich der *Erebus* zu verlassen. Für ihn und seine Assistenten umso weniger, zumal ihnen die Aufgabe zufiel, der Flotte einerseits Anweisungen mittels Stimulierung des *Katras* zu geben und andererseits durch Belastungstests das Eingabe-Reaktions-Schema weiter zu optimieren.

Er verstand es, seinen Verdruss für sich zu behalten. Für einen Mann wie Nijil, der zeitlebens für die Wissenschaft gearbeitet hatte und lediglich über einen Zufall in der imperialen Flotte gelandet war, konnte diese Entwicklung keineswegs erfreulich sein. Seine Expertise war nur noch in bestimmten Belangen gebraucht und beschränkte sich größtenteils auf stupide Routinen.

Eigentlich war er dereinst ins Militär eingetreten, weil er die Aussicht bekommen hatte, gefordert und gebraucht zu werden. Doch diese Ära schien mit der Perfektionierung des Drohnenschiff-Projekts unwiderruflich zu Ende gegangen zu sein. Jetzt war er nur noch Programmierer, *Stimulierer* – wie immer man es nennen wollte. Genau genommen hatte seine jetzige Tätigkeit mehr mit einem Steuermann der skurrilen Sorte

zu tun denn mit einem streitbaren Forscher. Vor allem aber war er ein Steuermann, der durch seine unmittelbaren Eingaben *tötete*. Bloß ein Knopfdruck im richtigen Moment genügte, und es konnten Tausende sterben.

Es bestand kein Zweifel: Diese Funktion zu übernehmen, hatte er nie gewünscht. Dieser Tage strebten viele junge Frauen und Männer sehnüchtig ins Militär, um Macht und Ruhm des Imperiums weiter zu mehren. Aber *er* hatte dies nie als seinen Weg empfunden, sich immer als Neurophysiker betrachtet, seit er den akademischen Bereich verließ.

Doch ein gesellschaftlicher Trend konnte auch an ihm nicht spurlos vorbeigehen. Irgendwann realisierte er, dass die großen Herausforderungen, insbesondere aber die großen *Finanzen* im Schoße der Flotte ruhten. Jetzt, ganz langsam, begannen sich die Spätfolgen seiner damaligen Beitrittsentscheidung zu rächen. Hatte er vielleicht zu wenig über sie nachgedacht, ihnen keine Beachtung geschenkt? Zwar hatte er sich immer als unumwundenen Patrioten betrachtet, als Befürworter einer wie auch immer gearteten, letztlich aber fortschreitenden Expansion des Sternenimperiums sowie eines ausreichenden Protektorats. Indes ein

Mittäter in einem Völkermord zu werden, das war etwas *völlig* anderes.

Seit der Verwüstung Coridans waren ihm ernsthafte Zweifel an seinem Verbleib an Bord der *Erebus*, ja sogar im Dienst der imperialen Flotte gekommen.

Und doch konnte Nijil sich nicht dazu durchringen, wegzugehen. Er schuldete es dem Mann, der ihn nach dem Versterben seiner geliebten Gattin aus dem Tal des Verzagens, vom Ale weg und in das Leben zurückgeholt hatte. Valdore war für ihn seither mehr als nur ein Freund, und Nijil hatte ein feines Gespür dafür entwickelt, wann es an der Zeit war, sich zu revanchieren.

Er wusste: Heute brauchte der Admiral mehr denn je zuvor einen treuen Gefährten, dem er voll und ganz vertrauen konnte. Sicher, nicht Dilithium, nicht Lucasid oder Latinum – *Vertrauen* war das kostbarste aller Güter.

Manchmal allerdings befürchtete Nijil, er war gar nicht in der *Lage*, Valdore zu helfen. Und immer öfter kam es vor, dass der Admiral ihm sogar nachgerade Angst bereitete ob seiner Entscheidungen. Skrupelloses Verhalten hatte sich ein ums andere Mal gezeigt; Valdore war über Leichen gegangen – ohne für Nijil ersichtlichen Grund. Der Befehl, Massebeschleuniger auf Coridans

Oberfläche abzufeuern, war bisher der Gipfel und obendrein vollkommen unnötig gewesen. Nijil hatte ihn trotzdem befolgt, weil er es nicht gewagt hatte, zu widersprechen, sodass an seinen Händen nun die gleiche Unmenge fremden Blutes klebte.

Seit diesem denkwürdigen *eisae* formierte sich in ihm die beständige Sorge, dass irgendwann anstatt Millionen *Milliarden* den Tod finden würden – nicht auf einem, sondern auf *vielen* Planeten –, wenn er Valdores dunklen Seiten durch seinen Rat nicht Einhalt gebieten konnte. Doch immer, wenn es zu derartigen Ausschreitungen im Verhalten des Admirals kam, fühlte er sich hilflos, abhängig und zum Gehorsam verpflichtet. Er sprach niemals offen darüber, aber schon heute wurde er von seinem Gewissen verschluckt, wenn er an die coridanite Operation dachte. Sie war eine Zäsur für alles bislang Dagewesene.

Dabei war es keineswegs so, dass Valdore ihn nur befremdete, weil er ihn nicht besser kannte. Im Gegenteil: Nijil war überzeugt, zu *wissen*, was in seinem Vorgesetzten vorging. Er stellte es sich so vor: Valdores Herz war zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt seiner Vergangenheit grausam durchbohrt worden, und ein Loch war entstanden; ein *unheilbares* Loch. An dieser empfindlichen Öffnung saugte immer ein unerbittlicher

Wind und drohte, die Seele dieses Mannes mitzureißen. Zweifellos, der Wind war seine ständige Bürde als Oberkommandant; alle extremen Maßnahmen und Unwägbarkeiten flossen da ein. Es gab nur Wenige, die sich wie ein schützender Kitt über die Wunde legen und seine Seele behüten konnten, auf dass sie sich wieder verankerte, und Nijil fragte sich gelegentlich, ob *er* überhaupt zu diesem Personenkreis gehörte.

Und was war das grausame Werkzeug gewesen, das Valdore erst sein Innenleben so irreparabel beschädigt hatte? Man mochte sicherlich eine Vielzahl von Gründen anführen, aber begonnen hatte die nachhaltige Wandlung seiner Persönlichkeit, nachdem er vor ziemlich genau fünfzehn *fvheisn* während des Feldzugs gegen die Ethnerianer in eine lange Kriegsgefangenschaft geraten war. Zwar war er wieder freigegeben worden, als die ethnerianische Flotte schlussendlich bedingungslos gegen die *Rihannsu*-Armada kapitulierte, und Valdore – damals Subcommander – war physisch wohlauf gewesen. Aber das perfide Folterverhör, welches man an ihm verübt hatte, zog langfristige Konsequenzen für seine Natur mit sich, die erst nach und nach erkennbar wurden.

Nijil war zuerst aufgefallen, dass Valdore extreme Ansprüche an sich selbst zu stellen begann. Er

war niemals wieder voll zufrieden mit seinen eigenen Leistungen, verzieh sich keine Fehler, setzte sich, von unerbittlichem Ehrgeiz getrieben, ständig unter Druck und brachte es so in Rekordtempo zum Admiral, sogar mit einem Schlenker in die politische Schaltzentrale des Imperiums. Was auf der Strecke blieb, war ein gesundes Verhältnis zum eigenen Selbst.

Irgendwann offenbarte sich, wie sehr Valdore sich zu hassen gelernt hatte, und dieser Hass übertrug sich fast zwangsläufig auf die Dinge, die er tat. Er wurde rücksichtslos, brutal; immer in Momenten, wo man es am wenigsten vermutet hätte. Fortan schien er *zwei* Geister hinter seiner Brust zu bergen. Nur seiner Frau Kathela war es vergönnt, ihn zu erreichen. Deshalb hatte Nijil, seit sie zusammenarbeiteten, stets Wert darauf gelegt, dass Valdore in regelmäßigen Abständen zuhause einkehrte. Kathela war wie Balsam auf seiner gepeinigten Seele und verstand es, den alten Funken immer wieder aufs Neue in ihm zu schüren – und ihn so am *Leben* zu halten.

Das Zweite, was Nijil bemerkt hatte, war, dass Valdore sich nach seiner Rückkehr verstärkt mit dem Gründungsmythos des Sternenimperiums beschäftigt hatte; etwas, das heute zwar noch von vielen *Rihannsu* besungen und erinnert wurde, für

das alltägliche Leben aber längst keine Auswirkungen mehr hatte. Etwa zum selben Zeitpunkt, da er sich für den Senat bewarb, trat er einer spirituellen Splittergruppe bei, die ihr Dasein nach dem *Wege D'Eras* ausrichtete. *Wenn* es im Sternenimperium jemals eine religiöse Formation gegeben hatte, dann waren es Jene, die sich selbst die *Jünger D'Eras* nannten. Worum es ihnen ging, hatte Nijil nie wirklich verstanden; er hatte es als Wissenschaftler um nicht zu sagen immer etwas belächelt. Es schien jedoch etwas mit der Vorstellung zu tun zu haben, dass das Imperium in regelmäßigen Zyklen seiner Wurzeln gedenken und den historischen Zivilisationsaufbruch auf *ch'Rihan* von Neuem begehen musste, um nicht der Schwäche anheim zu fallen, sondern vitalisiert, ja reingewaschen zu werden. Dazu vermuteten die *Jünger D'Eras* irgendwo unter der Oberfläche ihrer Welt einen magischen Gegenstand – eine Hinterlassenschaft Karateks –, die diese Reinwaschung auslösen konnte, weil sie den *Rihannsu* den Weg wies. Unter anderem sollte dieser Weg über ein neues Feindbild, eine existenzielle Herausforderung, eingeschlagen werden.

Selbst unter den *Jüngern D'Eras* war umstritten, um welchen Gegner es sich dabei handeln konnte. Valdore aber hatte, seit er den Menschen begegne-

te und ihr Aufgehen in der Koalition der Planeten verfolgte, in der *Erde* die große Bewährungsprobe zu sehen begonnen. Er begründete es damit, dass die Menschheit im Verhältnis zum Sternenimperium einen Antagonismus repräsentierte, der den *Rihannsu* bislang fremd war: Es ginge um die Fähigkeit, Andere für die eigenen Ideen zu gewinnen und dadurch ungemein an Energie zu schöpfen.

Mit rationalen Argumenten belegen vermochte er seinen rätselhaften Glauben freilich nicht, und wegen seines übertriebenen Engagements in der sektenhaften Gruppe war er im Senat von Anfang an schief angesehen worden. Zwar war die Aufmerksamkeit der hohen Politik, was die Erde anging, schon nach kurzer Zeit *tatsächlich* massiv gewachsen, aber Prätor T'Leikha hatte nur ein besonders wertvolles Besitzobjekt im Planeten Erde und ihrer Stellarregion ausmachen wollen, und Ähnliches schien – entgegen aller verbalen Verlautbarungen – auch für Vrax zu gelten.

Bis vor wenigen *fvheisn* hatte Valdore auf eigene Faust wie ein Irrer nach Karateks angeblicher Hinterlassenschaft gesucht, war aber – Nijil verwunderte es kaum – nie fündig geworden. Nicht zuletzt deshalb hatte Valdores Glauben des Öfteren geschwankt, obgleich er nie gänzlich ver-

schwunden war, und so lag es *doch* fast immer an Kathela, ihm die nötige Kraft und Integrität zu schenken, damit er der bleiben konnte, der er war. Und jüngst hatte sie Verstärkung erhalten durch ihre gemeinsame Tochter, Vareila, ein wahrhaft entzückendes und aufgewecktes Kind.

Nijil hatte gehofft, seine Familie würde ihn mental etwas stabilisiert haben, aber jüngst war zutage getreten, dass dies weiterhin nur galt, wenn er regelmäßig ihre Gesellschaft teilte. Das wiederum bedeutete, Valdore durfte Kathela und Vareila auf keinen Fall verlieren, sonst würde er in den dunklen Abgrund stürzen, den er in sich trug.

Der Wissenschaftler fühlte sich in seinem Selbstwertgefühl wieder etwas aufgefangen, als er sich an die unzähligen Male erinnerte, da er Valdore zur Heimkehr bewogen hatte. Seine Kunst hatte dabei im Subtilen bestanden; er hatte Valdore zu seiner Lebensader geführt, ohne dass dieser es bewusst registrierte. Der Admiral hatte bislang keine Notiz davon genommen, wie intensiv sein Verhältnis zu Kathela geworden war, mit der er sich regelmäßig besprach. Nijil war ein stiller Vermittler, war es *immer* gewesen. Und deshalb würde er an der Seite Valdores bleiben, was auch kommen mochte.

Merkwürdig..., dachte er. Der Admiral hatte sich, seit er nach *Dartha* gebeamt hatte, nicht mehr gemeldet. Dauerte die Audienz beim Prätor noch an? Das wäre zumindest ungewöhnlich gewesen, denn normalerweise kam Vrax immer schnell zum Punkt. Woran es auch liegen mochte: Er war überzeugt, Valdore würde sich schon noch melden.

Als seine Schicht eine gute *dierha* später zu Ende war, ließ Nijil sich von seiner Assistentin Gwana ablösen und schritt aus dem Labor. Weil er an das blendend helle Weiß der Arbeitsumgebung schon so gewöhnt war, kam es einem regelrechten Schock gleich, wieder mit dem Grüngrau des Korridors konfrontiert zu werden. Doch war Nijil an solche Umstellungen mittlerweile gewöhnt, sodass seine Augen sich schnell anpassten.

Er wollte jetzt einfach nur noch ein wenig ausruhen. Ohne Umschweife stieg der Wissenschaftler in einen Lift und ließ sich zum Deck befördern, auf dem seine Kabine lag. Dort angekommen, versank das kleine, spartanische Zimmer in Dunkelheit – Nijil verzichtete darauf, die Beleuchtung anzuschalten. Stattdessen zog er seine Stiefel aus, tastete sich zum Bett vor und ließ sich darauf niedersinken. Er verschränkte die Arme, seufzte leise und schloss die Augen.

„Nijil...“

Augenblicklich fuhr er hoch.

„*Nijil*...“

Er hatte das Flüstern soeben erneut gehört. Handelte es sich um eine Begleiterscheinung seiner Müdigkeit? Er wusste es nicht, doch die Stimme – entsprang sie nun seinem Kopf oder nicht – bewirkte, dass er schlagartig wieder hellwach war.

Nach einigen Sekunden ahnte er, dass es *keine* Einbildung war. „Admiral?“, fragte er leise.

Jetzt konnte er etwas sehen: Undeutlich hoben sich aus der Finsternis Konturen hervor. Bereits die Umrisse waren ihm wohl vertraut.

„Lassen Sie es dunkel. Haben Sie das Quartier verriegelt?“

„Ja.“, sagte Nijil unverwandt. Er tat es immer, wenn er nicht gestört werden wollte. Außerdem wurde es einem jeden im Militär dienen *Rihannsu* so beigebracht, war man doch im Schlaf schutzlos. „Admiral, ich verstehe nicht, was ist –...“

„Ich wurde verraten.“ Valdores Stimme klang niedergeschlagen. „Vrax hat mich meines Postens enthoben.“

Für einen Moment versteinerte der Wissenschaftler. Er wusste nicht, was er sagen sollte. „Ist das wirklich *wahr*?“

„Ich war dumm, Nijil. So etwas *musste* früher oder später geschehen. Als ich mich darauf einließ, wusste ich noch, dass Vrax und ich uns nur benutzen. Schon als Senator war er ein *sseikea*. Ich habe das Offensichtliche zu ignorieren gelernt. Was raunen die Remaner doch gleich in ihren Minen? – ‚Immer wachsam, immer wachsam‘... Ich *war* nicht wachsam. Und deshalb...habe ich es wohl nicht anders verdient.“

Gleichsam keimte die Angst in Nijil herauf, dass sein Freund aufs Neue zu einem gebrochenen Mann werden konnte. „Welche *Gründe* hat Vrax für seine Entscheidung angeführt?“, wollte er wissen.

Valdore ächzte. „Die *Erebus* soll im H’Atoria-System die Klingonen beschäftigen.“

Nijil war rudimentär informiert. „Das ist doch ein völlig abgelegenes und wertloses System.“

Die Gestalt nickte. „Und genau deshalb *ist* es für Vrax von Wert. Er hat einen guten Vorwand, mich aus dem Weg zu räumen. Vielleicht hat er Glück, und die Klingonen schaffen es sogar, mich zu töten.“

Nijil überlegte. „Dies sind unmöglich seine *wahren* Absichten. Er muss Sie beiseite geschoben haben, weil Sie ihm ein Dorn im Auge sind. Nur *wofür?*“

„Sie haben Recht.“, entgegnete Valdore nach einigem Zögern. „Er will die Erde offen angreifen. Er will nicht länger *besonnen* vorgehen. Wenn es nach Vrax geht, soll die Koalition schon im kommenden *khaidoa* fallen.“

„Bei den Elementen...“, hauchte Nijil beklommen. „Dann hat ihn also *wirklich* der *Größenwahn* gepackt?“

„Es sieht ganz danach aus.“ Valdores Stimme wurde von einem nachdenklichen Ton befallen. „Ich erinnere mich noch. Einen kurzen Moment lang war ich tatsächlich bereit, ihm zu glauben. Vielleicht erklärt das, warum ich dieser ganzen Entwicklung nicht zugekommen bin. Trotz unserer komplizierten Vergangenheit ist Vrax damals mit dem Anspruch gestartet, ein anderer Prätor zu werden. Denkverbote einzureißen, dem Imperium eine neue Richtung zu geben. Aber am Ende hat er sich genauso von der Macht zerfressen und korrumpieren lassen wie T'Leikha und alle anderen vor ihm. Er will schnelle Erfolge; er sieht die Erde und die Koalition als Tor in einen neuen Teil der Galaxis. Aber er nimmt die Menschen nicht ernst. Auf diesem Thron sitzt ein Prätor, der alles tun und alle Prinzipien opfern würde, um seine Macht zu zementieren und vom Volk geliebt zu werden. Er wird das Dogma der unbegrenzten

Ausdehnung wieder auferstehen lassen und dieses Imperium in den Ruin führen.“ Ein leises Seufzen erklang. „Ich habe eine Schlange genährt.“

Nijil setzte sich auf die Bettkante. „Sie haben doch bestimmt überlegt, gegen ihn vorzugehen. Sie können nicht zulassen, dass Vrax das Imperium derart unvorbereitet in ein solches Blutbad lenkt. Viele aus der Flotte stehen *hinter* Ihnen, Admiral.“

„Ich wünschte, dem wäre so, Nijil, doch Sie irren sich. Mit der Aussicht auf Macht und Reichtum scheinen heute viele von uns käuflich zu sein. Viran und Hosan haben sich ihm bereits zur Zusammenarbeit verpflichtet. Sie haben die Autonomie der Flotte verraten und verkauft.“

Nijil wollte nicht recht glauben, was er da hörte. Valdores loyale Stellvertreter hatten Vrax die *Treue* geschworen? „Diese Feiglinge...“

„Protestnoten können wir jetzt schreiben, wie viele wir wollen.“, sagte Valdore und ließ den Kopf hängen. „Es ist die Wahrheit. Ich hatte schon dieses merkwürdige Gefühl, als ich zu ihm in den Prätorienpalast kam. Schon da war unser Bündnis nur noch Geschichte. Das Gespräch war nur der Ausfluss der Dinge.“

Nijil gestikulierte. „Aber er muss doch *wissen*, dass Sie sich nicht einfach beugen werden. Nicht

nach all dem, was Sie für das Imperium getan haben...“

„Deshalb komme ich auf diesem Weg zu *Ihnen*, mein Freund. Vrax wird es auf mich und meine engsten Vertrauten abgesehen haben. Wenn er diesen Sinneswandel noch nicht hatte, dann jedenfalls sehr bald. Sie sind hier nicht mehr sicher.“

Der Wissenschaftler verstand. „Dann komme ich mit Ihnen. Sie wissen, ich war immer Ihr Unterstützer.“

„Sie sind der Letzte, Nijil, dem ich voll und ganz vertraue.“

„Was ist mit den Anderen?“

„Ich habe jeden Offizier kontaktet, der mir noch etwas bedeutet. Sie werden die Augen und Ohren offen halten. Mehr kann ich nicht für sie tun.“

„Und Ihre Familie?“

Valdore seufzte. „Kathela und Vareila befinden sich auf einer Rundreise nach Perniäx. Zu weit entfernt für Vrax' Tentakel. Ich denke, sie werden dort in Sicherheit sein. Zumindest...muss ich das hoffen, denn ihr Kreuzfahrtschiff ist bereits außer Kommunikationsreichweite. Wenn sie in drei *eisae* zurückkommen, hat der Spuk hoffentlich sein Ende genommen.“

„Sie *wollen* also etwas unternehmen.“, mutmaßte Nijil.

„Ich werde keinen aussichtslosen Kampf bestreiten, Nijil. Ein Staatsstreich kommt nicht infrage. Um ihn durchzuführen, haben wir nicht die Mittel, und es würde dem Imperium nur Schaden zufügen. Und ich bin nicht der Richtige für so etwas. Nein, es gibt einen viel *besseren* Weg, Vrax zu bekämpfen.“

Nijil wurde hellhörig. „Und der wäre?“

„Ich merke, wie sich die Dinge zu einem Ganzen fügen.“ Der Klang von Valdores Stimme veränderte sich, verlor an Härte und wurde seltsam fließend. „Ich denke, es war vorherbestimmt, dass Vrax sich meiner entledigen will. Dadurch wurde ich empfänglich für sie.“

„Empfänglich für *was*?“

„Auf meinem Rückweg hatte ich eine Vision.“

Nijil hatte gewusst, dass sein neuer Tonfall eine Ankündigung war. „Admiral, Sie wissen, dass ich nicht an so etwas glaube –...“

„*Vertrauen* Sie mir, Nijil.“, unterbrach der Admiral ihn.

„Also gut. Sprechen Sie weiter.“

„Ich weiß nicht, wie – es kam ganz plötzlich über mich. Plötzlich stand ich nicht mehr in *Dartha*.“

Nijil zog die Brauen zusammen. „Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, es war noch *ch'Rihan*, aber zu einer anderen Zeit.“

„Sie sollten in Betracht ziehen, dass Sie einen Tagtraum hatten. Sie sind bestimmt erschöpft.“

„Nein.“, wehrte sich Valdore und drehte sich zum Fenster, in dem der Heimatplanet träge seine Runden drehte. „Es war der Vorabend eines Festes. Ich konnte hören, wie sie die Tempelglocken läuteten. Ich konnte die brennenden *Badderedh*-Blätter riechen, den Weihrauch in der Luft schmecken. Ich sah zu einem Obelisken, und als ich hinauf sah, konnte ich für einen Moment alles verstehen.“ Er machte eine Bewegung mit der Hand. „Für *einen* Augenblick konnte ich das Muster erkennen, das alles zusammenhält.“ Dann wandte er sich schlagartig zu Nijil. „Und jetzt weiß ich, wo ich suchen muss. Diesmal wird die Suche erfolgreich sein, Nijil. Ich werde *D'Era* finden. Ich werde *ch'Rihan* seinen verlorenen Glauben zurückbringen. Und Vrax wird ein Herrscher ohne Volk sein. Die *Rihannsu* werden sich von ihm abwenden, und das wird erst der Beginn von allem sein. Wir werden wieder *glauben*, Nijil...“



KAPITEL 6

Die *Rihannsu* wurden von *Vorta Vor* geschickt. Sie werden den Glanz ihres Seins, den Segen des Endlosen Himmels, nur bewahren können, indem sie sich stetig messen. Im Ringen mit verschiedensten Gegnern werden sie Schläue und Gerissenheit an den Tag legen müssen, und indem sie in Ehre obsiegen, werden sie sich das Recht erkaufen, weiter das Höchste zu atmen, auf dass das Licht des Endlosen Himmels sie auch weiterhin berühre.

Rihannsu zu sein, es bedeutet, ständig zu den eigenen Wurzeln zurückzukehren, uralte Geister der Leidenschaft und List zu beschwören und sich von allen Ablenkungen, von aller Dekadenz und dem Vergessen freizumachen. In diesem fortwährenden Reinwaschen sind die *Rihannsu* Puristen, auf die uralte Stimme hörend, die ihren feurigen Herzen eingeschrieben wurde.

Eines Tages wird die *Rihannsu* jedoch eine Bewährungsprobe erwarten, die größer ist als die bisherigen. Es wird eine Zeit kommen, da ein neuer Gegner herannaht, anders als alle Gegner, denen sich die *Rihannsu* gestellt haben. Dieser Kontrahent bezieht seine Stärke aus der Fähigkeit, Bünde zu schmieden und aus Feinden Freunde zu machen. Wenn man nach ihm zu greifen sucht, zerfällt er wie Sand in den Händen und ordnet sich an anderer Stelle neu, so anpassungsfähig ist er. Das Maß an Verschlagenheit und verborgener Kraft, das er sich zu eigen macht, ist gewaltig. Teil dieser Stärke ist, dass man ihn anfänglich zu unterschätzen droht. So werden die *Rihannsu*, bevor

sie der ultimativen Herausforderung begegnen, zuerst gegen ihre eigene Überheblichkeit antreten müssen.

Der neue Feind, der sie erwartet, fordert die *Rihannsu* mit ihrer eigenen Waffe heraus, Scharfsinn und List. Er wird von ihnen den Schein des Himmels beanspruchen. Der Kampf, den die *Rihannsu* führen werden, geht nicht darum, ob sie ihren Erfolg mehren und über sich hinauswachsen können. Stattdessen werden die *Rihannsu* unter Beweis stellen müssen, ob sie würdig sind, sich weiter im Glanze der Schöpfung zu säumen. Dieser Kampf geht um alles oder nichts. Sollten sie obsiegen, locken Ruhm und unvorstellbare Trophäen. Den *Rihannsu* wird sich ein Tor zu den Sternen öffnen, und sie werden sich aufmachen auf den Weg zu ungeahnter Größe.

- Karatek



KAPITEL 7

*Apnex-**Meer***

Sie blickte die steile Klippenwand herunter, die von den Gezeiten so kunstvoll glatt geschliffen worden war. Der Blick ihrer dunklen Augen glitt über das im Sonnenschein glänzende Meer, dessen Wellen tief, tief unten an zerklüftete Felsen klatschten.

Ein kleiner Schwarm seltsamer Vögel – Iteni hatte sie *Mogai* genant – segelte hoch oben am wolkenverhangenen Himmel. Unten erstreckte sich blaugrünes Wasser bis zum Horizont und schimmerte dort bunt, wo die Wellen an den

Strand rollten. Vulkanische Felsen von gewundernder, anmutiger Schönheit umgaben die kleine Insel.

Weiter hinten hatte man ein eindrucksvolles Panorama auf die gewaltigen Hafenmauern, deren Schleusen weit genug offen standen, um den Abglanz des kreisförmigen Zentralbezirks der Hauptstadt in Augenschein zu nehmen. Skimmer und Schwebebahnen huschten von hier aus als flüchtige Schatten über die Szene, Beleg dafür, dass *Darthas* zivilisatorischer Puls ständig weiterpochte.

Sie atmete die frische Luft ein, während ihr der Wind durchs Haar strich. „Es ist schön hier.“

„Ja.“, sagte Iteni neben ihr. „Ich denke gern, dass die *Apnex*-See einer der Juwelen in der Krone von *ch'Rihan* ist.“ Er zeigte auf einen großen, knorri-gen Baum in der Nähe des Steilhangs. „Dies dort – es war früher Ihr Lieblingssort.“

„Was habe ich hier gemacht?“

„Nachgedacht. Geträumt. Für einen Moment alles vergessen, was um einen herum unablässig seinen Lauf nimmt. Das ist wichtig – *gerade* für jemanden, der tagtäglich danach strebt, die Welt zu verbessern.“

Sie blinzelte. „Wie verbessere ich die Welt?“

Iteni lächelte gütig. „Zunächst – alleine durch Ihre *Existenz* als *Rihannsu*. Und dann sind Sie noch als Militärkommandantin streitbare Verfechterin unserer Tugenden.“ Er verwies hinaus auf eine entlegenere Insel. „Dort drüben liegt übrigens Ihr Vater begraben, auf dem Sternenfriedhof.“ Der ältere Mann genehmigte sich eine Pause und sah dann mit melancholischem Ausdruck zu ihr. „Ich kannte ihn gut. Er war immer sehr stolz auf Sie. Er hatte keinen Zweifel, dass Sie früher oder später in seine Fußstapfen treten würden.“

„Früher oder später... Also habe ich *gezögert?*“, mutmaßte sie.

Ihr Gegenüber legte den Kopf an. „Sagen wir so: Es gab eine Phase in Ihrem Leben, da wussten Sie nicht so ganz, wo Sie hingehören. Für eine Weile schlossen Sie sich einer spirituellen Bewegung an. Aber meine Wenigkeit konnte Ihnen, denke ich, nützlich dabei sein, den richtigen Weg für sich zu finden.“

Sie musste es wohl hinnehmen, was er sagte; also nickte sie. „Ich kann mich nicht an meinen Vater erinnern. Wer *war* er?“

Itenis Mundwinkel verwiesen erneut nach oben. Er sah hinaus aufs Meer. „Beinahe mein ganzes Leben lang war Ihr Vater mein bester Freund. Er war ein ausgesprochen kultivierter Mann, sehr

belesen. Von ihm übernahmen Sie auch das Anwesen. Er war voller Integrität und Weitsicht. Des Öfteren hat er mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden; ich wüsste nicht, wo ich ohne ihn stünde. Ich habe ihn immer zutiefst geschätzt. Aber noch mehr...vermisse ich ihn.“ Iteni genehmigte sich eine Pause. „Ich erinnere mich gut: Sie lagen noch in Ihrer Krippe, und wir haben bei Ihnen gesessen und über Ihren Schlaf gewacht. Da sagte er etwas zu Ihnen – Poesie in ihrer reinsten Pracht. Es war so wundervoll, dass ich es nie wieder vergaß. Er sagte: ‚Eines Tages wirst Du Dich erheben, um Deinen Wurzeln zu folgen. Du wirst gegen die Erschlaffung kämpfen und gegen den Zweifel. Und Du wirst denjenigen das Herz befreien, denen die Sinne verstopft wurden. Du wirst nicht davonlaufen, sondern den Elementen die Züge lesen.‘ Er wollte, dass Sie eine aufrechte *Rihannsu* werden, die sich, mit ihrem eigenen Kompass ausgestattet, stets darauf besinnt, woher sie kommt.“

„*Rihannsu...*“, rollte sie über die Zunge.

Der Mann an ihrer Seite nickte. „Das sind wir.“

Nachdenklich spurte sie sich über den leichten Stirnwulst, und sodann tastete sie über ihr linkes Ohr. Diese Spitze faszinierte sie immer noch, seit sie ihr Spiegelbild betrachtet hatte. „Iteni, was *ist* das für ein Volk? Was sind *wir*?“

„Darüber haben sich Generationen von Politikern, Philosophen und Poeten die Köpfe zerbrochen. Ich vermag Ihnen nur meine bescheidene Sicht auf die Dinge anzubieten...“

„Das will ich.“

Iteni überlegte mehrere Sekunden. „*Rihannsu* sind daran gewöhnt, Abschiede zu nehmen. Sie sind immer in Bewegung, immer auf dem Weg. Deshalb heißt es, die Art und Weise wie wir leben, ist viel wichtiger als das, was wir irgendwann hinterlassen. Das ist unsere Stärke.“ Er hielt sich eine Hand gegen den Brustkorb. „Tief im Innern unseres Herzens ist das Feuer nie erloschen.“

Aus Iteni sprach eine schöpferische Kraft. Er hätte ihr alles erzählen können, und doch hatte er sich auf einige wenige Sätze konzentriert. Intuitiv glaubte sie, das Gesagte zu verstehen. „Kveton hat mir gesagt, dass unsere Welt rau und unberechenbar sein kann.“, erinnerte sie sich.

„Das stimmt.“

„Sind wir...*Rihannsu*...“ Sie hielt inne. „Sind wir *deshalb* so? Weil wir auf einer solchen Welt leben?“

Iteni verstand sie auf Anhieb, doch er schüttelte den Kopf. „Nein, wir sind so, weil wir auf einer solchen Welt leben *wollten*. Dafür sind unsere Vorfahren vor langer Zeit aus der Ferne aufgebro-

chen – um hierher zu kommen und *ch'Rihan* zu erobern. Bis heute ist die Eroberung nicht abgeschlossen. Wahrscheinlich wird sie es nie sein. Sie muss immer aufs Neue beschritten werden, sonst fallen wir in unserem Anspruch an uns selbst zurück.“

Neugier ergriff sie. „Wo kommen wir ursprünglich her? Ich meine, *bevor* wir hier gelandet sind.“

„Das ist eine lange und komplizierte Geschichte. Ich erzähle sie Ihnen ein andermal. Worauf es aber ankommt, ist, dass wir immer schon so waren. *Rihannsu* haben nie die Flucht von irgendwo ergriffen, und sie haben auch nie Rücksicht auf irgendjemanden genommen. So wird es auch bleiben.“

Sie zog die Quintessenz. „Das klingt so, als wären wir *besser* als Andere.“

„Besser' ist ein schwieriges Wort...“ Er presste die Lippen zusammen. „Wir sind...auserwählt.“

„*Warum* sind wir auserwählt?“

Iteni lachte kurz, aber herzlich. „Früher haben Sie nie solche Fragen gestellt.“

Sie daraufhin zuckte die Achseln. „Vermutlich, weil ich keinen Bedarf hatte.“

„Wir haben ein Wort dafür: *D'Era*.“, sagte der ältere Mann und zitierte: „Und sie fielen vom Himmel, eine Schar Furchtloser, vom Leben ge-

martert, vom Tode geflohen, aus der Asche zu den Sternen geläutert, auserwählt zu herrschen.' Diese Sätze sind eine Hinterlassenschaft unseres allerersten Anführers, Karatek.“

„Das hört sich sehr spirituell an. Beinahe wie ein Glauben.“

„Oh, Manche vermuten, dass es einst ein Glauben *war*. Heute ist es subtiler, aber genauso präsent. Es ist eine Geisteshaltung.“

Sie zog die Brauen zusammen. „Oder es ist den *Rihannsu* einfach ins Blut übergegangen, nicht wahr?“

„Wer weiß. Jedenfalls haben wir keine Priester, keine Kirche, wie die meisten anderen Völker. Es heißt, das, was jeder Einzelne von uns glaubt, ist nicht so bedeutsam, wie das, was wir für unser Reich *gemeinsam* tun.“

Die nächste Frage lag für sie auf die Hand. „Haben wir uns jemals gemeinsam geirrt?“

„Natürlich.“, erwiderte Iteni unumwunden. „Wir begehen sie von Zeit zu Zeit immer noch – schwere Fehler. Aber wir wachsen darüber hinaus, weil wir kritisch mit uns sind. Dazu hat Karatek auch etwas niedergeschrieben: ‚Ihr werdet fehlen, Ihr werdet irren und manchmal weit entfernt sein von daheim. Aber Euer Verstand ist kühl wie die *Apnex*-See und Euer Herz glüht wie

Gal Gath'thong. Deshalb wird das Universum vor Euch zittern, denn Ihr steht im Lichte der Wahrheithaftigkeit.“

Ihr gefiel Itenis Stimme, wie sie diese von Poesie flammenden Sätze vortrug. Sie sah nach oben und erkannte zwischen den Wolken den schemenhaften Umriss eines anderen Planeten. „Was ist das da oben?“

„Das ist unsere Schwesterwelt. *Ch'Havran*.“

Überrascht suchte sie seinen Blick. „Zwei Welten?“

„Der Adler hält zwei Welten. Seine Geschicke sind vereint'...“ Wieder hatte Iteni irgendetwas zitiert. Er lächelte. „So war es schon immer.“

„Leben dort *auch Rihannsu*?“

„Nur einige tausend Wächter.“

„Wächter? Was bewachen sie?“

„Unsere wertvollsten Ressourcen.“

„Dilithium?“

„Dilithium und weit mehr. Auf *ch'Havran* ist die Dunkelheit viel größer als hier auf *ch'Rihan*, wenn die Sonne verschwindet...oder wie in *Darthas* Gassen. Unser Reich wurde geboren, als wir es verstanden, diese Dunkelheit für uns arbeiten zu lassen.“ Abrupt unterbrach Iteni seine nebulösen Sätze: „Bevor ich es vergesse: Kveton hat vorgeschlagen, dass wir uns am Nachmittag in

einem Delikatessenetablisement treffen. Ich glaube, er hofft, über Ihre Lieblingsspeisen wieder eine Bahn in Ihr Erinnerungsvermögen zu schlagen.“

Sie hielt sich den Magen. „Also, Hunger habe ich.“

„Das ist gut.“ Iteni schickte sich zum Gehen an, doch sie verharrte. „Was ist?“

„Kveton... Er liebt mich, nicht wahr? Ich habe es in seinem Blick gesehen.“

Iteni warf ihr einen viel wissenden Ausdruck zu. „Nun, persönlich denke ich eher, es ist umgekehrt: *Sie* lieben *ihn*. An Bord Ihres Schiffes, der *Khelot*, gelang es Ihnen, das vor der Crew zu verheimlichen. Aber nicht vor *mir*. Es ist nicht das erste Mal, dass Sie mit einem Mann aus der Besatzung fraternisiert haben. Ich hielt das immer für ausgesprochen gefährlich, aber zweifellos fühlen Sie sich angezogen von verbotenen Liebschaften. Und ich glaube, Kveton genießt Ihre Nähe ebenso. Keine Sorge...“, setzte er hinterher. „Ich werde Ihr kleines Geheimnis für mich behalten, so wie immer.“ Itenis Blick schien irgendetwas aufgefangen zu haben, denn er glitt ab. Er deutete zum knorrigen Baum. Dort zeichnete sich die Silhouette eines fuchsartigen Geschöpfes ab. „Sehen Sie dieses unscheinbare, kleine Wesen dort vorne?“

„Ich sehe es.“

„Es ist ein *Lijilios*, ein Bewohner von Küsten und Wäldern. Dieses Wesen ist ein Meister der Tücke. Der List. Es verbringt die meiste Zeit des Tages damit, seine potenzielle Beute zu beobachten. Es denkt nach. Manche mögen ihm vorwerfen, es denkt zu viel, aber ich glaube, es ist kontemplativ. Der *Lijilios* ist nach innen hin konzentriert, nicht nach außen. Er beobachtet nach innen hinein. Er ist sich stets seiner Stärken und Schwächen bewusst. Und irgendwann, wenn er sich sicher genug ist, dann fällt er eine Entscheidung. Der *Lijilios* ist kein Stümper – er zieht seine Entscheidung durch, nötigenfalls unter Inkaufnahme von Verlusten. Er ist klug und besonnen und scharfsinnig, aber genauso mutig. Er setzt alles ein, was ihm die Natur in die Hand gegeben hat, und darauf ist er auch stolz. Er hat einen Kodex: immer in Strategien arbeiten und stets darauf bedacht sein, das bestmögliche Ergebnis zu erzielen. Das ist seine Ehre, und sie wäre ohne Leidenschaft zur Sache nicht möglich. Der *Lijilios* greift seine Beute – meist Feldmäuse, aber hin und wieder auch *Mogais* – bei Nacht an. Kurz und schmerzlos. Er zögert nicht, sondern nimmt sich, was er will. Er ist sich darüber im Klaren, dass die Elemente ihm eine erhabene Rolle in der Nahrungskette zugebilligt haben: Er hat die Macht des Gedankens. Und

die Macht der Geduld. Das ist seine große Stärke. Und noch etwas: Er liebt die Schatten.“

— — —

Dartha, Regierungsviertel

Vrax wusste nicht, wann und warum er diese seltsame Tradition übernommen hatte. Womöglich gehörte es einfach nur zu den Lastern des Prätors, trotz der großen Autorität, die man ausstrahlte, auch Anlaufpunkt zu sein für verschiedene gesellschaftliche Repräsentanten.

Dementsprechend überdrüssig war er auch der Gegenwart des Obersten Sedimentpredigers. Der Mann, der Vorsteher einer auf *ch'Rihan* relativ großen Anhängerschaft Literaturkundiger war, die sich mit den Entstehungsmythos des Sternenimperiums beschäftigten, besuchte ihn alle zwei *khaido*, um ihn – wie er selbst sagte – mit der Muße der alten Schriften zu beglücken und dabei auch *D'Era* zu frönen; all den Mächten der Metaphysik.

Vrax hatte nur wenig dafür übrig, ließ es aber über sich ergehen, denn hierbei handelte es sich um ein sensibles Thema. Er war übergelukkig, als die anberaumte Zeit für die Audienz verstrichen

war und der Oberste Sedimentprediger wieder seine Schriftrollen und Wälzer einpackte.

„Ich hoffe, meine Wenigkeit konnte Ihnen dabei behilflich sein, neue Horizonte zu erschließen, Prätor.“, sagte der Mann in Demut. „Nicht, dass Sie nicht schon weise genug wären –...“

„Schon gut.“, kam ihm Vrax voraus und lehnte sich in seinem Thron zurück. „Der Vorrat an Weisheiten sollte nie groß genug sein.“

„Sie sind wahrhaft ein Anführer.“ Der Singsang des Predigers war unüberhörbar.

Noch *ein Speichellecker...*

Bevor der Mann den Thronsaal verließ, drehte er sich erneut um.

Vrax seufzte.

„Prätor?“

„Was ist denn noch?“

Er schürzte die Lippen. „Glauben Sie eigentlich an die Macht der Träume?“

Vrax lächelte müde. „*Noch* eine Macht?“

„Vielleicht die Größte überhaupt.“, beteuerte der Prediger. „Sie wissen doch, was man sagt. Einmal im Leben erfährt ein *Rihannsu* den Traum, der sein Schicksal vorwegnimmt. Gerade für den Prätor ist es immanent wichtig, sich mit diesem Traum auseinanderzusetzen, sollte er eines Tages kommen.“

Vrax gab sich bewusst jovial. „Tja, in diesem Fall ist er möglicherweise schon an mir vorbeigezogen. Wissen Sie, Prediger, ich träume viel, wenn die Nacht lang ist.“

Der Blick des Mannes blieb ernst. „Er verändert *alles*. Danach ist nichts mehr in unserem Empfinden wie zuvor. Der Traum wird sich in seiner Konsequenz durchsetzen. Er wird Realität werden. Alles andere wird dann...keine Rolle mehr spielen.“

Der Prediger verschwand schließlich.

Vrax schüttelte den Kopf. *Jedes Mal tischt er mir irgendeine neue Mär auf...*

Wie gern er diesen elendigen Quacksalber in die Verließe von *Vikr'l* verbannt hätte... Manchmal kam es einem schweren Los gleich, oberster Staatslenker zu sein...



KAPITEL 8

[allwissender Erzähler]

Reise

Gewiss verabschiedet man sich nicht einfach so von seinem Heimatplaneten, baut aus verschiedenartigem Schiffsmaterial interstellare Generationenraumer und bricht mit ihnen ins Nirgendwo auf. Doch viele Leute glauben noch immer, dass genau dies auf Vulkan während der Reformation geschah.

Karatek war es im Vorfeld gelungen, in den Informationsnetzen und Gedankenbäumen Stimmung für seine Idee zu machen. Indem er insis-

tierte, dass eine Koexistenz derjenigen Mehrheit, die Suraks Pfad zu folgen gewillt war und derjenigen Minderheit, die die Reformation ablehnte, langfristig nur zu weiterem Krieg führen würde, präsentierte er ein Konzept als Ergebnis logischer Überlegungen. Damit demonstrierte er Surak, dass er als Schüler genau aufgepasst hatte und nun in der Lage war, das Werkzeug der Logik zu seinem Nutzen einzusetzen.

Seine Darlegungen klangen nach einer apriorischen Argumentation, doch sie liefen auf etwas hinaus, das viele Leute hören wollten. Denn trotz ihrer bis dahin zumeist kriegerischen Geschichte fanden die Vulkanier durchaus keinen *Gefallen* an Gewalt, Verheerung und Tod. Sie nahmen den Schrecken hin, der in immer neuen Formen und Farben wiederkehrte und schließlich unter der Regentschaft der Gedankenlords seinen Höhepunkt erreichte, wie übrigens die Bewohner vieler anderer Welten, die den Kampf nicht überwinden konnten. Aber nachdem die Zöglinge des *Magischen Ordens* überdauert beziehungsweise geschlagen worden waren und sich mit Suraks Bewegung die einmalige Chance auftat, eine neue Epoche einzuleiten, war das vulkanische Volk gewillt, einen Schlusstrich zu ziehen. Es sehnte sich nach Frieden und begrüßte alle Möglichkeiten,

die ihm eine Erfüllung dieses Wunsches in Aussicht stellten.

Karateks kommunikatives Wirken schuf indes die richtige Perspektive für den Wegflug. Es entstand ein Bewusstsein darüber, dass nicht nur Tausende auswandern *konnten*, sondern auch *sollten*; dass dies für alle Beteiligten die beste Lösung darstellte. Unter den Personen, die dem alten Vulkan – entgegen aller schlimmen Ergebnisse, die es zeitigte – zugetan geblieben waren, wurden keine Stimmen laut, die eine Auswanderung fürchteten. Ganz im Gegenteil: Sie fühlten sich immer mehr einem Druck ausgesetzt, der sie ins All trieb, und die Öffentlichkeit verstärkte diesen Druck durch einen rege geführten Diskurs, der zusehends in Richtung der Schaffung eines neuen Gesellschaftszustands ging. Es geschah zwar unter widrigen Umständen, aber das Verhalten der revisionistisch eingestellten Personen kam so letztlich einer Flucht gleich.

Unter Karateks Anhängern breitete sich die Meinung aus, dass man eine zweite Heimat schaffen sollte, weit entfernt von der ersten, die eine Vergangenheit voll blutig-dekadenter Exzesse hinter und höchstwahrscheinlich eine Zukunft der „Wesensverkümmierung“ vor sich hatte.

Deshalb herrschte schon zu Beginn der mehrjährigen Bauphase für die Generationenschiffflotte in einem Punkt sofort Klarheit: Die Auswanderer konnten unmöglich damit aufhören, Vulkanier zu sein, wenn sie auch weiterhin Vulkanisch sprachen. Als die Rümpfe der Schiffe entstanden, begannen einige Semantiker und Dichter – unter ihnen auch Karatek – mit der Entwicklung einer neuen Sprache. Sie trennten sie nicht vollkommen vom Vulkanischen, kehrten zu den Wurzeln des alten Hochvulkanisch zurück und alternierten die Worte in anderer, ungewohnter Weise. Dadurch schufen sie ein Idiom. Die neue Sprache war weicher, enthielt weniger Frikative und mehr Aspiranten; ihre Kombination aus langen, vollen Vokalen und palatalen Konsonanten kamen im Vulkanischen nur sehr selten vor. Selbstverständlich sprach zum Zeitpunkt des Abflugs fast niemand auch nur ansatzweise die neue Sprache; sie sollte – so gedachte es Karatek – während des vermutlich sehr langen Fluges ein erster Schritt in eine neue Existenz sein.

Über eine Sache sollte schon wenige Jahrhunderte später unter den Nachfahren der Aussiedler keine Kenntnis mehr bestehen: Man hatte der neuen, künstlichen Sprache einen Namen gegeben.

ben: *Rihannsu*. Es bedeutete soviel wie ‚Alleingang‘.

Die Flotte hatte gerade das vulkanische Sonnensystem verlassen, als Karatek vor dem Rat der politischen Repräsentanten aller zehn Raumer Suraks Geschenk öffnete. Das Bündel enthielt eine Waffe, die aus der Vorzeit stammte, genannt *S'harien*. Dabei eine handgeschriebene Notiz: *Bei uns wird sie bald keinen Träger mehr finden*. Man fand nie heraus, wie Surak in den Besitz dieser Streitaxt gelangte, aber die Auseinandersetzung, die folgte, war hart.

Nicht Wenige im Rat lehnten das Geschenk vehement ab, und das nicht bloß, weil sie Surak als politischen und geistigen Antagonisten empfanden, sondern weil sie aus einem gewissen Aberglauben heraus befürchteten, Geschenke machten abhängig. Es widerstrebte ihnen, ein Artefakt jener Kultur mit sich zu tragen, die sie sich zu verlassen angeschickt hatten.

Beim *S'harien* handelte es sich um einen von vielleicht sieben verbliebenen, extrem seltenen Gegenständen. Die Axt war im Stil der legendären Ersten Reiche Vulkans geschmiedet worden, hergestellt mit Methoden, die heute längst vergessen waren.

Karatek überzeugte in einer flammenden Rede die Mehrheit des Rates davon, das *S'harien* anzunehmen. Es solle an der Decke des großen Sitzungssaals angebracht werden und jeden daran erinnern, von wo sie kamen: von einer Welt nämlich, die vital, zornig und wunderschön gewesen war, erfüllt von blutgrüner Leidenschaft und einer Freude, die lachend den Tod verspottete. Das *wahre* vulkanische Wesen. Und tatsächlich: Schnell war die Abwehrhaltung der meisten Reisenden gebrochen. Mehr und mehr sah man im Schwert eine substanzielle Erinnerung an den uralten Ruhm dessen, was sie auf Vulkan zurückließen und nun – noch prächtiger – neu aufzubauen gedachten.

Erstmals sprach Karatek über seine Offenbarung in der Wüste. Er habe das verheißene Land – das Gestade, welches das Ende ihrer Reise bedeuten würde – vor geraumer Zeit in einer Vision gesehen. Heute sei ihm klar, dass es ihm bestimmt worden sei, die Diaspora anzuführen und sich voller Mut und Entschlossenheit aufzumachen, jene Welt der Verheißung zu finden.

Das *S'harien*, das im Laufe der Zeit den neuen Titel ‚*Lirash*‘ erhalten würde, wurde zum Symbol der Trennung. Das Schwert hatte Vulkan geteilt. Und höchstwahrscheinlich *nur* das Schwert, so

sahen es Karatek und seinesgleichen, würde die beiden getrennten Teile wieder zusammenführen. Aber davon ahnte niemand etwas, als die *Vali Col* und ihre Flotte davonflogen.

Vielleicht hatten die Zornigen im Rat insgeheim Recht. Vielleicht binden Geschenke tatsächlich. Aber vielleicht genügt auch Blut, selbst über Jahrtausende hinweg.

Die ersten Wochen und Monate der ungewissen Reise verliefen, was besondere Begegnungen anbelangte, völlig ereignislos. Das war möglicherweise auch gut so: Die Auswanderer waren genug mit sich selbst beschäftigt und damit, ihr Leben auf die Bedingungen des Weltraums neu auszurichten.

Dabei stellte die Aufrechterhaltung und Feinjustierung des experimentellen Antriebssystems zunächst eine größere Herausforderung dar. Der Schub der Schiffe stammte von umgebauten Ionentriebwerken, die mit vulkanischen Versionen von Bussard-Staustrahlmodulen verstärkt worden waren. Später, während der Reise, sollte es zu einer Begegnung mit einem Händlervolk kommen, das Komponenten verkaufte, mit denen die Antriebe weiter verbessert werden konnten. Vor allem in der Anfangsphase kam es im Triebwerk zu

Defekten und Fehlfunktionen, was Wartungsunfälle und mehrere vorübergehende Notfallstopps zur Folge hatte. Langfristig aber hielt es die Reisenden jedoch nicht auf, die ein hohes technisches Anpassungs- und Improvisationstalent herausbildeten.

Die vergleichsweise primitive Kommunikation zwischen den einzelnen Generationenschiffen erfolgte einerseits über Richtstrahllaser, andererseits auch über die Psi-Kräfte Geistlicher, die sich innerhalb der Flotte verteilt und entsprechende Mentalbrücken geschlagen hatten. Zunächst wahrten die Emigrantenschiffe einen gewissen Abstand zueinander, um zu verhindern, dass sie einer möglichen kosmischen Katastrophe alle auf einmal zum Opfer fielen, doch sehr schnell legte man diese Angewohnheit ad acta. Zu sehr war man aufeinander angewiesen. Die zehn Raumer drangen ins schwarze, unbekannte All vor und fanden es ereignislos; Nähe und Gesellschaft wurden zu Notwendigkeiten, von der gegenseitigen Unterstützung mit Ressourcen ganz zu schweigen.

Das Leben an Bord war in der Zeit unmittelbar nach Abreise von einer großen Aufbruchsstimmung geprägt. Damit einher ging auch, dass man damit begann, in sich selbst etwas Neugeborenes zu erkennen. Die Vorstellung, dass letztlich eine

mehr oder minder unabwendbare Flucht vom Planeten Vulkan ursächlich gewesen war, störte da nur.

Natürlich steckten in erster Linie gute Absichten dahinter, als die Reisenden entschieden, ihren an Bord der Generationenschiffe geborenen Kindern die Geschichte, welche sie hinter sich hatten, in einer anderen Form zu präsentieren. Sie sollten alle mit den gleichen Prinzipien aufwachsen, und zudem befanden es Karatek und seine Anhänger als immanent wichtig, ihren Zöglingen ein positives Geschichtsbild zu geben. Es nimmt nicht Wunder, dass letzteres zu nicht unerheblichem Anteil die Anschauungen der Xenophobiebewegung reflektierte, angereichert um die Sicht aller Emigranten, was die (verklärten) Gründe ihres Fortgangs anbelangte. Die Lehren liefen ergo auf Folgendes hinaus: *Fremde sind gefährlich, ebenso wie das Fremde; Eure Vorfahren haben einst eine gefährliche Wahl getroffen, als sie ihre wahre Natur verleugneten. Aber Euch, die glücklichen Kinder dieses Aufbruchs zu den Sternen, hat man vor all den schlimmen Konsequenzen bewahrt. Ihr seid auserwählt, Eure Natur zu leben, um sie in einer künftigen Heimstätte zu neuen Höhen zu führen.*

Und damit war der Aufbruch ganz handfest gemacht: Man löste die Neugeborenen auf diese Weise von ihren Wurzeln, schuf zugleich neue Wurzeln, indem man die Diaspora zu ihrem eigenen Anfang erklärte, auf die sich eines Tages die Jünger beziehen konnten. In dem Maße, wie man in den prächtig gedeihenden Populationen an Bord der gigantischen Raumer erzieherisch tätig wurde, bekam man ein Gespür für das neue Selbst, und gesteigertes Selbstbewusstsein war die Folge. Mehr noch: Fortan schienen die Aussiedler umgeben von einer Art mentalen Membran, die einen Schutzfilm zwischen ihnen und ihrer Vergangenheit darstellte und gestattete, dass sie nicht nur in der Gegenwart lebten. Nein, sie waren eifrig dabei, ihre neuen Legenden zu schmieden.

Wenn man dabei ist, eine neue Identität für sich zu reklamieren, dann stört Althergebrachtes freilich nur. Abgesehen von Suraks *S'harien*, das nach Karateks Dafürhalten eine Sonderstellung beanspruchen durfte, machten sich die Leute daran, ihr ganzes Hab und Gut, aber auch ihr Sein zu säubern von vulkanischem Verbleib, wo immer dies möglich war. Zweifelsohne übertraten sie damit die Grenze ihres ursprünglichen Ziels, Vulkan in seiner Reinheit neu zu erschaffen. Doch auch Ka-

ratek ging mit wohlwollendem Beispiel voran, dass es vielleicht ein Segen ist, noch einmal von vorn anzufangen. Und immerhin: Was sprach schon dagegen, der Zeit zu gestatten, ihren eigenen Schwanz zu verschlucken?



KAPITEL 9

Tal von Chula

Dunkelheit bedeckte das Tal. Nicht umsonst sprach der Volksmund vom Boden der ewigen Nacht. Chula, die Unerhellbare, schon aus vorzivilisatorischen Sagen bekannt. Tatsächlich lag der Landstrich so weit nördlich, dass die flachen Strahlen der Sonne hier nur eine, höchstens zwei *dierha* am Tag für Licht sorgten. Nur ein Hauch, der die Temperaturen kaum nennenswert steigen ließ, bevor wieder die Schatten allgegenwärtig wurden. Von Chula war man nichts anderes ge-

wohnt; es war alles so, wie es sein sollte an diesem Nachmittag.

Eine leichte Brise drang ins hohle Innere der hoch aufragenden Sandsteinfelsen und ließ sie erklingen wie Musikinstrumente der besonderen Art. Valdore wandte den Blick vom knöchelhohen Nebel und sah seine und Nijils schattenhafte Gestalt in einem der kristallklaren Seen.

Jetzt erinnerte er sich, wie sein Vater ihn als kleiner Junge zum ersten Mal nach Chula mitgenommen hatte. Von hier aus konnte man, jenseits der beeindruckenden Nordlichter, fast immer *ch'Havran* erkennen. Die Aussicht war so klar, dass selbst die Konturen der orbitalen Fabrikanlagen sich am Himmelszelt abzeichneten. Als er im zarten Alter eines Minderjährigen hinaufgesehen hatte, war Valdores Geist für immer in Beschlag genommen worden. Von hier aus schien alles so einfach: Man glaubte, nur noch die Hand ausstrecken zu müssen, um am Firmament den nächsten Stern zu berühren. Und für sich nutzbar zu machen. So wie *ch'Havran*, die wohl ursprünglichste Ressource des Sternenimperiums, mit der alles angefangen hatte.

Zweifellos: Chula war eines der großen Sinnbilder der *Rihannsu*. Interessanterweise aber war Valdore heute hierher zurückgekehrt, weil er

eben *nicht* alten Metaphern zu frönen gedachte. In diesem Fall erachtete er das alte Denken sogar als Gefahr für den Fortbestand des Imperiums, und es wurde verkörpert durch Vrax, der auf seinem Thron jeglichen Respekt vor Ehre, Hut und Gründergeist seines Reiches verloren hatte. All diese Tugenden hoffte Valdore im finsternen Schoße Chulas zu finden und ans Licht zu führen. Vielleicht war es seine letzte Gelegenheit.

„Admiral?“

„Was ist denn, Nijil?“

Er drehte sich zu seinem Begleiter um, erkannte Erschöpfung in dessen Gesicht. „Wir haben ein recht beachtliches Tempo an den Tag gelegt.“, meinte der Wissenschaftler. „Lassen Sie uns eine kurze Rast einlegen.“

Valdore seufzte. Seine harsche Ungeduld würde trotzdem eine kurze Pause vertragen können. „Also gut.“

Beide Männer ließen die schweren Rucksäcke fallen und setzten sich auf einen niedrigen Fels, nur schwach angestrahlt durch den Sternenschein.

Nachdem sein Atem langsamer geworden war, räusperte Nijil sich. „Und Sie haben tatsächlich *Chula* in Ihrer Vision gesehen?“

„Ja.“ Valdore gab diese schmalsilbige Antwort nicht nur, weil seine Gedanken ausgelastet waren,

sondern genauso, weil er nicht erwartete, dass Nijil seine Beweggründe nachvollziehen konnte. Er konnte es ihm nicht verübeln: Genau genommen verstand er sich selbst nicht. Umso bedeutender war es, dass er sich auf Nijil verlassen konnte.

„Das verstehe ich nicht.“, verzichtete der Wissenschaftler dennoch nicht auf eine Erübrigung. „Dieses Tal wurde hunderte Male intensiv kartographiert. Außer seiner Schönheit und seinem kulturellen Wert“ – er zeigte hoch ans Gestirn – „war nie etwas auffällig in Chula. Das Fest, von dem Sie mir erzählten, wurde das letzte Mal vor mehr als tausend Jahren gefeiert. Die Stadt hier ist längst zerfallen. Nach ähm... Nach was *suchen* wir eigentlich?“

Valdore fasste sich an die Schläfen und beschloss, ehrlich zu sein. „Ich weiß es noch nicht.“

„Wir suchen *nicht* nach der *Stadt*? Nach Ruinen?“

„Nicht unbedingt. Ich weiß nur, dass ich nach Chula musste.“

Nijil schnaufte einmal. „Bei allem Respekt, Admiral: Die Spur, der wir folgen, ist sehr flüchtig.“

„Mag sein. Vielleicht sollten wir *wirklich* etwas warten.“

Da saßen sie also, zwei Männer auf einem Stein, im Antlitz der Galaxis, die über ihnen leuchtete, und wer es nicht besser wusste, der konnte geradewegs annehmen, sie wären hier, weil sie alles gesehen hatten; weil es nichts mehr gab, das sie noch hielt. Bei dem, was kommen würde, war dieser Eindruck gar nicht einmal so abwegig.

Valdore wurde sich darüber im Klaren, dass es *doch* noch etwas gab, das er bislang unerledigt zurückgelassen hatte. Und hier war der Moment, diese Schuld zu begleichen. „Hören Sie, Nijil...“, fing er an. „Ich möchte, dass Sie wissen, wie dankbar ich Ihnen bin. Das ist etwas, das ich Ihnen in den zurückliegenden *fvheisn* zu wenig gesagt habe.“

So wie er nun einmal war, verfiel der Andere in eine Geste der Verlegenheit. „Admiral, ich –...“

„Nein, wirklich, Nijil.“, unterbrach ihn der Ranghöhere. „Es ist an der Zeit, das auszusprechen. Ich weiß nicht, ob sich *noch* eine Gelegenheit dafür bieten wird. Ich habe in jüngster Zeit oft nachgedacht. In den letzten Jahren habe ich Dinge von Ihnen verlangt, die Sie ins Ungleichgewicht gebracht haben. Sie machen sich Vorwürfe. Ich weiß genau, dass Sie all das nur getan haben, weil Sie sich mir gegenüber verpflichtet fühlen. Das ist das größte Geschenk, das mir je von

jemandem gemacht wurde. Irgendwann habe ich begonnen, mich daran zu gewöhnen, und ich denke, das war der Kardinalfehler. Ich weiß sehr wohl, dass nicht alle *Rihannsu* gleich sind. Im Gegenteil, entgegen mancher Verlautbarungen sind wir ein Volk von Individualisten. Ich habe Sie stets so geschätzt, wie Sie sind. Als ich befahl, die Massebeschleuniger zum Einsatz zu bringen... Ich wollte Sie immer vor einer solchen Situation bewahren. Ich wollte Sie nie zu etwas zwingen.“

Nijil schüttelte den Kopf. Es schien ihm unangenehm zu sein. „Admiral, bitte hören Sie auf, sich zu rechtfertigen.“

„Es *so//* keine Rechtfertigung sein.“, räumte Valdore aus. „Nur Mut zur Wahrheit. Ich hätte auch jemand anderem diesen Befehl erteilen können. Aber ich gab ihn Ihnen. Vermutlich habe ich das getan, weil ich Sie irgendwie beneidet habe. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich habe Ihnen nie schaden wollen. Aber in solchen Situationen empfinde ich manchmal Wut.“

Nijil betrachtete ihn. „Wut worüber?“

„Darüber, dass Sie so weit gekommen sind, ohne dass Sie die Umstände verdorben haben.“ Valdore ballte eine Faust. „Sie haben immer an das Gute geglaubt, an Rechtschaffenheit, an die Verbindlichkeit bestimmter Werte. Sie haben diese Ein-

stellung gelebt, ohne sich mit großen Idealen zu dekorieren. Ich dagegen hatte...längst resigniert. Und deshalb gibt es für Sie immer Hoffnung, Nijil. Eine Hoffnung, um die ich Sie für den Rest meines Lebens beneiden werde. Sie sind der bessere Teil von uns beiden.“

Glanz in den Augen des Wissenschaftlers. *Was er jetzt wohl denken mag?...*, fragte sich der Admiral. Er nahm an, dass Nijil mit einer solchen Offenbarung nicht gerechnet hatte, und er hoffte, dass es ihm gut tat. Es war das Mindeste, das er ihm zurückgeben konnte. Denn bald schon mochte es sein, dass er ihn wieder in moralisch fragwürdige Entscheidungen hineinzog, die er für unausweichlich befand.

Und Valdore? Eine Last schien ihm von der Seele gefallen.

Wer bist Du?... Was willst Du?...

Wer bist Du?... Was willst Du?...

Valdore zuckte zusammen. Die Stimme, die er soeben gehört hatte, war die blasser, kühler Lippen, denen kein Gesicht zuzuordnen war. „Haben Sie etwas gesagt?“

„Nein.“, sagte Nijil. „Was haben Sie gehört?“

Er zögerte. „Ich bin mir nicht sicher. Vielleicht war es nur der Wind.“

Doch hinter dem geheimnisvollen Wispern steckte nicht Chula. Es lagen nur Sekunden hinter seinem Ausspruch, da irgendein Strom undefinierbarer Kraft über ihn kam, auf ihn ausgriff und seinen Geist mit sich riss...

Valdore öffnete die Augen in einem – wie es schien – anderen Leben wieder. Er blickte an sich herab und erkannte tiefschwarzes Federkleid, und anstelle von Füßen besaß er kleine, spitze Krallen.

Er saß auf der Schulter von Nijil, der ihn anblickte und lächelte. „Machen Sie schon.“, flüsterte er geheimnisvoll. „Folgen Sie Ihrer Bestimmung. Lassen Sie sich treiben.“ Er gab ihm einen Klaps und zwang ihn damit, seine Schulter zu verlassen.

Valdore breitete seine Schwingen aus – und flog, wie ganz von allein. Ein Föhn erfasste ihn und trieb ihn hoch; alles, was er zu tun hatte, war das Gleichgewicht zu wahren. Als er hoch genug aufgestiegen war, erkannte er den Randbereich des Tals, wo unter einem geborstenen Felsvorsprung ihr Shuttle stand. Einige Kilometer weiter lag die säuselnde Sandsteinfelsformation.

Der Wind trieb ihn weiter, tiefer in die Dunkelheit Chulas hinein, und er gelangte zuletzt in eine schmale Schlucht, von hoch aufragenden, gezack-

ten Bergen flankiert. Er durchflog den Talkessel, bis eine neue Ebene in Sichtweite kam.

Irgendetwas sagte ihm, dass er sein Ziel erreicht hatte. Und tatsächlich – er näherte sich etwas Leuchtendem. Er schwebte weiter heran, realisierte, dass das Licht von mehreren Rissen am zerklüfteten Steinboden ausging.

Als er genau über dem spinnennetzartigen Geflecht von Sprüngen war, stürzte er schlagartig ab. Er fiel dem Grund entgegen wie ein Stein. Zwar empfand er keine Angst, flatterte aber verzweifelt mit den Flügeln. Es nützte nichts. Der Wind hatte ihn verlassen.

Just in dem Augenblick, da es eigentlich zum Aufprall kommen sollte, passierte er den Boden wie eine durchlässige Membran – und verlor sich an einem Ort der Dunkelheit, wo er seinem eigenen Herzschlag lauschte.

Wer bist Du?... Was willst Du?...

Wer bist Du?... Was willst Du?...

„Admiral!“ Valdore erwachte aus seiner Starre und bemerkte, wie Nijil ihn vorsichtig schüttelte.

Langsam drehte er sich um. Lächelnd. „Nijil, ich weiß jetzt, wohin wir gehen müssen. Aber vorher müssen wir zurück zum Shuttle.“

Sein Gefährte sah ihn gebannt an. „Wieso?“

„Wir brauchen genügend Sprengstoff.“

Dartha, Regierungsviertel

Vrax war des Wartens langsam überdrüssig geworden, als endlich jemand auf der Brücke der *Erebus* die Transmission entgegennahm.

Sogleich war die uniformierte Frau am anderen Ende des Kanals um Schadensbegrenzung bemüht. „Ich bitte vielmals um Verzeihung, Prätor. Zurzeit sind nur wenige Crewmitglieder an Bord; die Brücke ist nur spärlich besetzt.“

„Ach ja.“ Vrax blieb kühl. „Wo ist denn die Crew?“

Die Frau fühlte sich auf die Probe gestellt. „Angesichts unserer Rückkehr in die Heimat nehmen sie die Gelegenheit wahr, ihre Familien zu sehen.“

„Eine Gelegenheit, die man per Staatsdekret verbieten sollte, finden Sie nicht auch?“ Seine Gesprächspartnerin sah verdutzt drein, und Vrax hatte sein Ziel erreicht. Er zog einen Mundwinkel hoch. „Nun, schaden kann es diesmal nicht, wenn die Mannschaft ihre Kräfte regeneriert. Schon bald werde ich die *Erebus* in voller Einsatzbereitschaft benötigen.“

„Wie Sie wünschen. Admiral Valdore erwähnte etwas von einer neuen Operation im H'Atoria-System.“

Soviel hat er seinen Leuten also erzählt..., ging es Vrax durch den Kopf.

Er befeuchtete seine Lippen. „Die Dinge sind zurzeit im Fluss. Es ist noch nicht sicher, ob es zu dieser Operation kommen wird.“

Die Frau nickte. „Ich verstehe. Wie vermag ich Ihnen weiter zu helfen, Prätor?“

„Sie *dürfen*. Der Grund, weshalb ich mich bei Ihnen melde, ist Doktor Nijil. Ich habe einige neue Anweisungen für ihn bezüglich unserer Drohnen im Coridan-System. Bitte stellen Sie mich zu ihm durch.“

Die Soldatin verharrte.

„Stimmt etwas nicht?“

„Ich würde Sie gerne durchstellen, Prätor, doch sehen Sie... Doktor Nijil – er ist nirgendwo auffindbar.“

Vrax stutzte, obgleich seine Stimme gelassen blieb: „Sie wollen mir sagen, er ist verschwunden? Einfach so?“

„Wir wissen es nicht. Wir haben versucht, ihn auf seiner Kommunikationseinheit zu rufen, doch er antwortet bislang nicht. Auf der *Erebus* ist er jedenfalls nicht mehr.“

„Vielleicht besichtigt er *Gal Gath'thong*. Da soll es gelegentlich Funklöcher geben.“ Vrax lächelte wieder. „Na, er wird sich schon noch melden, denke ich. Ich nehme an, der Admiral weilt auch nicht an Bord?“

„Nein, Prätor.“, entgegnete die Frau. „Er befindet sich noch auf der Oberfläche.“

„Nun gut. Doktor Nijil möge sich bei mir melden, sobald er wieder aufgetaucht ist.“

Sie nickte. „Ich werde es ihm ausrichten. Kann ich noch etwas für Sie tun, Prätor?“

„Nein, das wäre dann alles.“ Vrax verfolgte, wie sie die Faust ballte und gegen die Brust hielt, anschließend deaktivierte er den Monitor. Nachdem der Bildschirm schwarz geworden war, wandte er sich zum Panorama *Darthas* um. Schob den Unterkiefer vor. „Wo sind Sie, mein Freund?“

Er zögerte nicht lange. Es war an der Zeit, Narvas über die jüngste Entwicklung zu informieren...

Tal von Chula

Auf den letzten paar Sekunden liefen sie mit gesteigertem Tempo. Dann sprangen sie in hohem

Bogen nach vorn. In diesem Moment schon brach hinter ihnen die Explosion aus, wuchs mit unsäglichem Lärm und Geschwindigkeit an, sodass ein großer Teil der Ebene kurzweilig unnatürlich erhellt wurde.

Das Getöse währte nicht lange. Über Valdore ergossen sich einige Steinsplitter, die von der Druckwelle fortgeschleudert worden waren. Nijil und er schirmten ihre Köpfe ab, und dann zog sich das grelle Inferno ebenso schnell zurück, wie es gekommen war. Schließlich wurde es wieder vollkommen still.

Valdore erhob sich von der Erde und rieb sich den größten Schmutz davon, der seine Uniform bedeckte. Eigentlich spielte diese Pflege ebenso wie die Montur jetzt keine Rolle mehr, aber manche Reflexe bewahrte man sich eben. Er vergeudete nur wenige Sekunden daran; dann reichte er seinem Begleiter die Hand, und dieser richtete sich wieder auf.

Nijil ordnete sein silbergraues Haar, das vom eiligen Lauf leicht durcheinandergewirbelt worden war. „Das nächste Mal stellen wir den Timer etwas großzügiger ein.“

Valdore wagte nicht, ihm zu widersprechen. „Sie hatten bislang nur kluge Vorschläge, Nijil.“, meinte er.

Gemeinsam kehrten sie zurück zur Stelle, an der der Sprengsatz hochgegangen war. Verwüstung war hier omnipräsent, und im Zentrum klaffte ein großes, rußgeschwärztes Loch. Beide Männer traten weiter vor. Atemlos blickten sie hinab in die gähnende Finsternis. Zweifellos ging es dort sehr weit hinunter.

Nijil aktivierte seinen Scheinwerfer, ging mit der Leistung auf Maximum und lenkte den Lichtkegel hinein. Er erreichte nicht den Grund; vorher verschluckte ihn die düstere Tiefe.

„Das ist eine Höhle.“, sagte der Wissenschaftler verblüfft und konsultierte seinen Scanner. „Sie muss durch die Keltron-Vorkommen in dieser Ebene abgeschirmt worden sein.“ Mit großen Augen starrte er zu Valdore. „Woher haben Sie das gewusst?“

Valdore war in Gedanken bereits weiter. „Das ist jetzt nicht mehr so wichtig.“, erwiderte er. „Wichtig ist nur eines: Wir müssen dort hinunter.“



KAPITEL 10

Dartha, Regierungsviertel

Sie waren außerhalb der vorgesehenen Besucherzeiten hergekommen. Doch als den Wachen Iteni in ihrer Begleitung aufgefallen war, hatten sie sich bereiterklärt, eine Ausnahme zu machen. Dies war möglich, weil zurzeit keine Sitzungen stattfanden.

Gemeinsam betraten sie Flure, die zur Staatshalle führten; edle, in feinsten Marmor eingefasste Korridore, in denen traditionelle Fackeln brannten und diverse Schmuckstücke – Ketten, Medallions, Gemälde – ausgestellt waren. Iteni erklärte, es seien dies besondere Prunkstücke aus der zwei-

tausend *fvheisn* umspannenden Geschichte der *Rihannsu*-Zivilisation.

Zwei schwer uniformierte Elitegardisten standen in strammer Pose auf der anderen Seite der bronzenen Gittertür. Ohne auch nur den Kopf zu den Ankömmlingen zu drehen, reagierten sie in perfektem Gleichklang und öffneten beide Flügel. Für Thiras – sie gewöhnte sich noch an ihren Namen – lag es auf der Hand, dass sie von den Wachen am Eingang informiert worden waren. Iteni hatte ihr gesagt, sie seien befugt, jeden nicht angemeldeten Besucher auf der Stelle umzubringen.

Ihr Begleiter signalisierte ihr, sie möge vorgehen. Thiras setzte vorsichtig einen Schritt vor den nächsten, während der Klang ihrer Absätze auf dem geschliffenen Stein regen Widerhall in den Winkeln der hohen Kuppeldecke der Halle fand. Jenseits ihrer dicken, alten Mauern ging die Sonne unter. Die Vorhänge hier waren zugezogen, aber das ätherische Scharlachrot drang durch die feinen Stofffasern und führte dazu, dass die Umgebung in ihm gebadet wurde.

Irgendwie passte die allgegenwärtige Tönung zu dem, was Iteni ihr erzählt hatte. Dass der Senatssaal in der Vergangenheit kein politisches Forum gewesen war, das Diskussion und Regierungsgeschäften diente, sondern eine Arena, in der Kont-

roversen direkt ausgetragen wurden, mit scharfen Klingen.

Ein Schüttelfrost überkam sie.

Ihr Blick wanderte zur gigantischen Silberskulptur. Iteni hatte ihr im Vorfeld gesagt, es handle sich um einen Kriegsadler. Mit einer Kopfbewegung deutete sie auf den Fang in den gespreizten Klauen. „*Ch'Rihan* und *ch'Havran*?“

Iteni nickte. „So ist es.“ Er streckte die Hand Richtung Boden aus. Dort, im Zentrum der Halle, stand etwas in *Rihannsu* geschrieben.

Sie hatte keine Probleme, es zu lesen: „Kenne Schwäche, um Stärke zu kennen; kenne Dich, um Deinen Feind zu kennen’...“

„Jene Worte sind schon seit sehr, sehr langer Zeit an diesem Ort.“, sagte Iteni. „Es ist der vielleicht beständigste Leitsatz, den unser Reich kennt. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen über den *Lijilios* erzählt habe? Es findet hier im Großen seine Entsprechung.“

Ihr Augenmerk verlagerte sich erneut, wanderte weiter, bis zum großen Thron am anderen Ende der Halle, flankiert von den langen, nun verdeckten Panoramafenstern. Eben in seiner steinernen Rustikalität strahlte er eine besondere Bedeutsamkeit aus. „Dort sitzt der Prätor, nicht wahr?“

„Ja.“

„Und wozu dient diese Sitzreihe mit dem Tisch?“ Sie meinte den dem Thron vorgelagerten Bereich, der wie ein hermetischer Wall den Prätor vom Rest des Saals abschirmte.

„Das ist der angestammte Platz für das Kontinuierliche Komitee.“, sagte Iteni.

Sie runzelte die Stirn. „Davon habe ich noch nichts gehört.“

„Es sind vornehmlich exekutive Aufgaben, mit denen das Kontinuierliche Komitee betraut ist.“

„Eine Art Regierung also?“

Eine relativierende Handbewegung seitens ihres Begleiters. „Das wäre zuviel gesagt. Die Mitglieder des Kontinuierlichen Komitees erfüllen hauptsächlich ordnungspolitische und organisatorische Aufgaben. Sie bekleiden streng genommen nur Sekretärsposten. Die eigentliche Verfügungsgewalt liegt beim Prätor. Ihm obliegt es, das Komitee mit den entsprechenden Personalien zu besetzen.“

„Muss er sich dabei nicht an irgendwelche Vorgaben halten?“

Instinktiv hatte sie die Stimme gehoben, und anhand von Itenis Gesichtsausdruck bemerkte sie, dass ihm dies nicht allzu recht war. „Nun,“, entgegnete er daraufhin, „jede wichtige Institution im Imperium möchte in der Regel einen Vertreter ins Komitee entsenden.“

Thiras trat vor den lang gezogenen Tisch und las die Beschilderungen der ersten Plätze ab. „Prokonsul, Flottenoberkommando, Vertretung *Tal'Shiar*, Hohe Justiz, Planetargouverneure, Vertreter Aristokratie... Hat der Senat *keinen* Einfluss auf dieses Gremium?“

„Er ernennt den Prokonsul. Der Prokonsul arbeitet unmittelbar mit und für den Prätor.“

„Und sonst ist er nicht wichtig für die...Regierungsbildung?“

„Oh, er ist sogar *sehr* wichtig. Zumindest, wenn es nach der Verfassung geht.“ Iteni schien noch etwas mehr sagen zu wollen, sah dann aber zu den Wachen und verzichtete auf Anschlussworte. Sie verstand nicht: Was hatte er zu fürchten? Er hatte doch nur in ehrenhaften und rechtschaffenen Kategorien von den *Rihannsu* gesprochen. Andererseits: Wenn sie zwischen den Zeilen lesen sollte, was diese *Lijilios*-Metapher anbelangte...

„Es gibt eine Verfassung?“, fragte sie, nun deutlich gedämpfter.

„Aber ja. Und sie besagt Folgendes: Die Senatoren, die direkt vom Volk gewählt werden, nehmen als Repräsentanten die Pflicht wahr, den Prätor zu wählen. Allerdings darf man nicht den Fehler begehen, anzunehmen, ein Senator würde unter keinen Umständen einen Prätor wählen, der seinen

Anschauungen womöglich zuwiderläuft. Die Kriterien, nach denen Allianzen im Senat geschmiedet werden, sind...komplex. *Zu* komplex, um es Ihnen kurz und bündig zu erklären, Thiras.“

„In Ordnung.“, signalisierte sie. „Sagen Sie, Iteni, spielen politische Wertgemeinschaften hier eine Rolle?“ Sie zeigte zum Auditorium mit den eigenartigen Stühlen.

„Sie meinen Fraktionen? Doch, es *gibt* Fraktionen. Vier an der Zahl; davon zwei große und zwei kleine. Sie sind jedoch nacheinander offen; es gibt keine eindeutigen Abgrenzungen. *Jaridan* ist traditionell die mitgliederstärkste Gruppe im Senat. Die ihr zugehörigen Senatoren vertreten allem voran das Prinzip der imperialen Expansion. Sie sind bedacht auf die politische, militärische und wirtschaftliche Prosperierung des Imperiums. Vrax gehörte auch zu ihnen, bevor er Prätor wurde. Mehr kontemplativ ist *Nej'ahar*, die zweitgrößte Fraktion. Ihnen kommt es darauf an, die gesellschaftliche Erziehung der *Rihannsu* hochzuhalten. Dann, so glauben sie, käme alles andere gewissermaßen von selbst. Erziehung, Pflege unseres kulturellen Selbstverständnisses und Stabilität sind der Schlüssel für ein erfolgreiches Imperium. *Jol Tan* ist da nicht weit; diese kleinere Gruppe ist auf die Innenpolitik fokussiert, insbesondere auf die

innere Sicherheit. Ihre Vertreter pflegen die Nähe zu unserem hoch effektiven Geheimdienst, dem *Tal'Shiar*. Die *Suketh* sind eine junge Gruppe. Wo die Anderen progressiv sind, sind sie eher skeptisch. Sie sind eine Art Daueropposition und politisch recht isoliert. Vor einigen *fvheisn* hatten sie einen prominenten Vertreter, der dann wieder aus dem Senat ausgeschlossen wurde.“

Thiras blinzelte mehrfach. „Ausgeschlossen? Wieso?“

Iteni schürzte die Lippen. „Er stellte das Prinzip der Ausdehnung grundsätzlich infrage. Etwas, das bislang niemand getan hat – nicht einmal die *Suketh*. Der Mann hat sich unter seinesgleichen zum Außenseiter gemacht. Seit diesem Präzedenzfall – es wurde noch nie ein Senator zwangsexkludiert – ist es deutlich ruhiger um sie geworden.“

„Diese *Suketh*...“, überlegte Thiras. „Sie passen offenbar nicht zu den anderen Drei.“

„Das tun sie zweifellos nicht.“

„Warum werden sie dann geduldet?“

„Nun, ich bin kein Politiker, aber...“ Iteni wählte seine Worte bedacht und schmunzelte. „Vielleicht, weil es von Zeit zu Zeit nicht schaden kann, seine Schwächen zu kennen.“ Er zeigte zum Spruch auf dem Boden. „Ohne die ständige Her-

ausforderung eines Widerspruchs wäre das Leben doch allzu eintönig, nicht wahr?“

Iteni zeigte ihr noch andere bemerkenswerte Bereiche des Saals, und sie verblieben dort einige weitere *kehreh*, ehe sie sich anschickten, den Rückweg anzutreten. Im langen Verbindungsflur zwischen Halle und Ausgang blieb Thiras stehen.

Iteni fiel ihr nachdenklicher Blick auf. „Stimmt etwas nicht?“

Sie artikuliert sich: „Nach dem, was Sie mir am Ende gesagt haben, können die einzelnen Fraktionen – auch, wenn sie sich zu einer Mehrheit zusammenschließen – keine direkte Regierungsverantwortung übernehmen. Sie wählen einen Prätor, aber *sobald* er gewählt ist, ist er dieser Mehrheit keine Rechenschaft mehr schuldig.“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich verstehe die Gesetzmäßigkeit nicht, die dem hier zugrunde liegt...“

Der Ältere legte eine Hand auf ihre Schulter. „Glauben Sie mir, ich verstehe es selber nicht immer, Thiras. – *Einer* der Gründe, weshalb ich mich dereinst für den Dienst in der Flotte entschieden habe. Unser politisches System lässt sich nicht unbedingt nach den Gesichtspunkten der Rationalität erklären. Es kommt mehr auf den Geist an, der dahinter steckt.“ Iteni erübrigte eine Geste, als

würde er Teig kneten. „Im Wechselspiel zwischen Senat und Prätor kommt sowohl das Bedürfnis nach der Bewahrung der Volksseele zum Ausdruck als auch die Notwendigkeit eines starken Anführers.“ Er drehte den Kopf nach beiden Seiten, wurde leiser. „Allerdings...gebe ich zu, in letzter Zeit hat sich diese Idealachse verlagert.“

„Wohin gehend verlagert?“

Er prustete. „Das sind nicht die Dinge, über die ich Ihr Gedächtnis zu reaktivieren dachte. Aber gut. Sagen wir einfach: Der derzeitige Prätor ist sehr...zielstrebig. Gelegentlich ist ihm der Senat dabei ein Dorn im Auge, weil er dazu neigt, Positionen kontrovers zu diskutieren. Deshalb ist Vrax dazu übergegangen, einen flexibleren Gesetzesvollzug durchzusetzen.“ Iteni zog eine Grimasse. „Dem Kurs des Imperiums hat es genutzt, man kann es nicht anders ausdrücken. Doch hin und wieder frage ich mich, ob es nicht dem System geschadet hat, auf das wir immer so stolz waren. Ich meine ein System des Gleichgewichts.“

Thiras spürte, wie ihr den Mund trocken war. „Hat er... Hat er den Senat übergegangen?“

Wieder ein auf Nummer sicher gehender Seitenblick. „Mehr. Er hat aktiv in seine Struktur eingegriffen. Früher saßen im Senat doppelt so viele Volksvertreter. Nach Vrax' Machtantritt ist

die Hälfte zurückgetreten. Offiziell heißt es, dies sei freiwillig geschehen, aus vielfältigen Gründen. Aber inoffiziell kann sich jeder denken, dass diese Welle von Rücktritten höchst ungewöhnlich ist. Ich glaube, er hat sie unter Druck gesetzt. Kurz darauf kam das Gesetz zur Nivellierung der Senatsgröße. Diejenigen, die von allen Fraktionen übrig blieben, neigen nicht zum Widerspruch – jedenfalls nicht in dem Maße, wie es der frühere Senat getan hat.“

„Eine Säuberungsaktion.“, flüsterte sie.

„Säuberung oder nicht. Fakt ist, dass Vrax' Macht seitdem stark angewachsen ist.“ Er musterte sie eindringlich. „Früher, während unserer Abendessen an Bord der *Khelot*, haben Sie Ihrem Unbehagen über Vrax' Machtanstieg oft Luft gemacht.“

„Glauben Sie mir, ich würde mich jetzt gern daran erinnern. Und was denken *Sie*, Iteni?“

Der Silberhaarige seufzte. „Ich bin zu alt, um mich für Politik zu interessieren. Jede Generation muss ihre eigenen Antworten finden. Ich hoffe, Vrax wird durch seine Art, die Dinge zu regeln, dabei helfen können.“

Etwas in ihrem Rücken knarrte.

Thiras drehte sich um und sah eine Gestalt im Gang. Sie war damit beschäftigt, den Boden zu

wischen. Im Schein der Fackeln fiel ihr auf, dass es sich um ein Wesen handelte, dessen Erscheinungsbild unzweideutig abwich von dem ihren.

Das Geschöpf war hager und lang, seine Haut weißer als die Asche in den Kohlepfannen. Die Augen saßen tief in den Höhlen, und daraus trat nur ein matter Glanz hervor. Albtraumhaft sah das Wesen aus, fand Thiras, fast wie ein Ungeheuer. Die transparenten Ohren standen vom Kopf ab.

Ihr Kiefer bebte. Sie trat näher an Iteni heran. „Wer ist das?“

„Keine Sorge.“, sagte er gelassen. „Es ist nur ein *Hfai*.“

„Das heißt ‚Diener‘, oder?“

„Ja. Und er *ist* ein Diener.“

Thiras schmälte den Blick. „Er sieht eigenartig aus. Fast wie ein Fleisch gewordener Schatten.“

Darüber schmunzelte Iteni. „Ihre Analogie ist zutreffend, Thiras. Er *ist* ein Schatten. Und für immer in unseren Diensten. Ein Diener von *ch'Havran*.“

Sie entsann sich des nebulösen Vortrags ihres Begleiters in Bezug auf die Schwesterwelt. „Diese Leute *arbeiten* für uns?“, fragte sie verblüfft.

„So wie es immer war. Sie nennen sich Remaner. Ohne unsere Weisung sind sie nichts.“ Er bedeu-

tete, ihr voranzugehen. „Kommen Sie, Thiras. Haben Sie keine Angst.“

Unsicher setzte sie sich in Bewegung.

Der Remaner wandte weiterhin, in gekrümmter Haltung, sein Reinigungsgerät auf den Marmor an. Der Blick des Wesens war abgewandt, sein Haupt ehrfürchtig gesenkt. Je näher sie kamen, desto besser konnte sie die bleiche Pigmentierung der Haut, die Reißzähne und Klauen und den großen, knochigen Kopf erkennen.

Dann, just in dem Moment, da sie den Remaner passierten, unterbrach dieser seine Arbeit, hob den Kopf und blickte zu Thiras. Es war ein eigenartiger Blick.

„Was fällt Dir ein?!“, schimpfte Iteni. „Fahr mit Deiner Arbeit fort!“

Der Remaner mit seiner violetten Haut drehte den Kopf wie ein neugieriges Tier. Er betrachtete sie mit einer Art von durchdringendem Ausdruck, der sie geradewegs glauben ließ, sie hätte seinen Weg schon einmal gekreuzt, vor langer Zeit. Wieso nur kam ihr keine Erinnerung in den Sinn? Sie verfluchte sich dafür.

Indes rief Iteni: „Willst Du etwa zurück ins Dunkle?!“

„Im Dunkeln liegt Stärke.“ Die Worte waren tief und sanft, ließen Thiras aber innerlich erschau-

dern. „Das ist doch auch *Ihre* Meinung, ist sie das nicht, Commander Thiras?“

Ihre Reaktion war erschossen. „Ich...weiß nicht.“

Das Wesen raunte: „Sie haben die Dunkelheit *gerne* gewählt, um die Bewohner von Mine drei- undsechzig regelmäßig zu züchtigen. Damals, als sie noch Aufseherin auf *ch'Havran* waren. Sie erinnern sich wahrscheinlich nicht mehr. Es spielt auch keine Rolle: Ein Remaner ist doch wie der andere.“

„Noch ein Wort, und ich lasse Dich *erschießen!*“, keifte Iteni. Er packte Thiras am Arm und zog sie zu sich heran.

„Das spielt jetzt keine Rolle mehr. Es war ein glücklicher Zufall, dass ich von Ihrem Besuch im Senat erfuhr, Commander Thiras. Sie müssen wissen: Seit ich der Schwarzen Hölle entkam, um *Hfai* zu werden, hatte ich nur dieses eine Ziel. Sie wieder zu sehen.“

Ihre Hände zitterten. „Was wollen Sie von mir?“

Der Remaner lächelte grimmig. „Ihnen etwas vorsingen. Immer wachsam, immer wachsam...“, melodisierte das Wesen, sodass ein Schauer über Thiras hereinbrach. „Erkennen Sie dieses Lied? Mit Sicherheit. Ich sang es, bevor Sie mir mein

Kind nahmen. Bevor Sie mir in den Bauch schossen.“

Sie hatte eine *Frau* vor sich? Und was sagte sie da? Sie – Thiras – hatte getötet: einen Embryo? Reflexiv schüttelte sie den Kopf. „Ich habe das nicht –...“

„Es hat keinen Grund dafür gegeben, außer romulanischer Brutpolitik natürlich. Jetzt habe ich nur noch *einen* Wunsch: Sterben Sie...“

Mit ausgefahrenen Pranken stürzte sich das Ungeheuer auf sie, riss sie zu Boden und begann Thiras zu würgen. Iteni trat auf den mächtigen Rücken, schrie nach den Wachen. Im Nu waren sie da. Sie streckten die Remanerin mit einem Dutzend Feuerstöße nieder.

Als das Leben aus den Augen des Wesens über Thiras wich, entstand ein ominöses und doch vertrautes Leuchten, das sie wohl niemals wieder vergessen würde.

Weil sie wie von fern sich selbst gesehen hatte.

Wie durch einen dunklen Spiegel...



KAPITEL 11

[allwissender Erzähler]

Pakt mit dem Teufel

Sechs lange Jahre trug die Aufbruchsstimmung. Dann, lässt sich sagen, begann eine neue, unekannte Phase der Reise, vielleicht begann die Reise auch erst richtig, mit allen Konsequenzen, die der irreversible Flug schließlich mit sich bringen musste.

Fast durchgehend waren die Aussiedler auf ihresgleichen beschränkt gewesen. In all der Zeit hatten Sie kaum bewohnbare Planeten oder frem-

de Handelsstationen angetroffen³ und auch nur selten irgendwo eine Rast eingelegt (was aufgrund der auf Selbstversorgung und Ressourcenschonung ausgerichteten Reise möglich gewesen war). Zwar hatten sie noch keine Welt gefunden, die ihren verwegenen Vorstellungen – oder auch Karateks Vision – entsprach und uneingeschränkte Kolonisation erlaubte, allerdings trachteten sie auch nicht danach, dieses Ziel vorschnell zu erreichen. In erster Linie waren sie stolz darauf, nun völlig autark zu sein. Sie schienen alle Zeit des Universums zu haben. Doch eben jene Unabhängigkeit und Zuversicht war mit dem Anbruch des siebten Jahres schlagartig gefährdet.

Es hatte alles mit einem als harmlos empfundenen Pilzbefall in den hydroponischen Gärten der *Sonnenherz* begonnen. Als Welkfäule das Gemüse in den Wachstumsbottichen verrotten ließ, wurde das betroffene Schiff sicherheitshalber unter Quarantäne gestellt. Indes waren die anderen Raumer imstande, mit ihren einstweiligen Produktionsüberschüssen die ausgefallenen Rationen an Bord der *Sonnenherz* zu kompensieren. Doch wenn es

³ Im Erdenjahr 2151 würde eine Vulkanierin über die Frühphase der vulkanischen Raumfahrt einmal anmerken: „Es war eine andere Zeit. Es gab nur wenige Spezies mit Warpantrieb. Der Weltraum wirkte hierdurch sehr viel größer.“ (vgl. *Enterprise 1x11: Lautloser Feind*)

eine fast zwangsläufige Lehre über seuchenhygienische Maßnahmen gibt, dann, dass ihr selbst die Technologie einer vermeintlich fortschrittlichen Spezies auf längere Sicht nicht triftig Einhalt zu gebieten vermag. Zumal verhielt es sich so mit jenen unbekannten Bakterien: Sie waren viel zu gewieft, entgingen in winzigsten Mengen Scannern und Musterpuffern, und auf einem dieser Wege gelangten sie klammheimlich auf andere Generationenschiffe, wo sie sich in Kürze innerhalb der ganzen Flotte verbreiteten. Noch ehe es die Emigranten recht überschauen konnten, stand die Diaspora vor ihrer ersten großen Krise – einer ausgemachten Nahrungsmittelkrise.

Es blieb nicht dabei bestehen. Bald schon geriet der Pilz in die Wasserspeicher und in die atmosphärischen Wiederaufbereitungsanlagen. Er mutierte und wandelte sich über den Zeitraum weniger Wochen zu einer rätselhaften Krankheit, die sich auf den ersten Blick durch zwei Eigenheiten bemerkbar machte: die Rasanz, in der er für Neuinfektionen sorgte, und ein nicht minder schneller Krankheitsverlauf, gefolgt vom Hitzetod. Mit schier perverser Präzision schaffte es das Virus, das Immunsystem der Betroffenen lahm zu legen. Jetzt genügten nur mehr die belastenden Umstände der relativistischen Reise, und zahlreiche Leute

raffte es dahin. Bald schon tauchten weitere virale Mutationen auf. Ihr Aufkommen beförderte Spekulationen, wonach die kosmische Strahlung Bakterienherde modifizierte, die für Vulkanier normalerweise keine Gefahr darstellten. In der Tat: Einige Symptome des ‚Raubfiebers‘ ähnelten vulkanischen Leiden wie Lungenfäule, hatten jedoch weit schlimmere Folgen.

Karatek und der Rat veranlassten die mittlerweile allesamt mehr oder weniger von Pilz und Seuche befallenen Flottenteile dazu, auszuschwärmen und nach Planeten der Klasse *Minshara* Ausschau zu halten. Monate vorher hatten sie so manche Welten passiert, die einen Zwischenstopp erlaubt hätten, und waren mit großer Selbstverständlichkeit weiter geflogen. Es kam einer Ironie gleich, dass gerade jetzt, wo ein rettender Hafen am meisten gebraucht wurde, keiner in Sichtweite gelangen wollte. Nicht von irgendwoher: Vor kurzem waren sie in Stellargrade eingetreten, die von großer Sternenarmut geprägt waren; ein neuer galaktischer Arm. Was tatsächlich eine Verkettung ungünstiger Umstände war, schickte sich für die Flotte wie ein Fluch an, der alles ins Wanken brachte. Und nicht zuletzt für Karatek persönlich: Unter den ersten Opfern, welche die Pestilenz

einforderte, befanden sich seine Ehefrau und ihr gemeinsamer Sohn.

Es kam, wie es kommen musste: Die Lage spitzte sich sukzessive zu; die Ärzte, ohnehin nur notdürftig ausgerüstet, sahen sich mit einer Epidemie konfrontiert, die Kenntnisse und Kapazitäten bei weitem überforderte, insbesondere aber den Faktor Zeit beanspruchte – Zeit, die schlichtweg nicht zur Verfügung stand. Binnen nur eines Monats erlag beinahe ein Drittel der gesamten Flottenpopulation der rätselhaften Krankheit.

In ihrem Zusammenhang muss die neue Katastrophe gesehen werden, zu der es im weiteren Verlauf der Reise kam. Sie wäre sicherlich ausgeblieben, wären nicht so viele Mitglieder der Brückenbesatzungen von der Seuche in Mitleidenenschaft gezogen worden. Selbiges galt für die Geistlichen, deren Psi-Kräfte nicht einmal mehr dazu reichten, Kontakt zwischen den einzelnen Generationenschiffen aufrechtzuerhalten, geschweige denn auf das umgebende All zu horchen.

So kam es, dass sechs der zehn Raumer hinter den Ereignishorizont eines erst vor kurzer Zeit kollabierten schwarzen Lochs gerieten. Sie hatten gerade das Katapultmanöver beendet, als sie der Singularität entgegen fielen, einem Raumbereich, in dem das Gefüge der Zeit zerriss und die Realität

zerfaserte. Zwar gelang es ihnen, der *Vali Col* und den übrigen drei Schiffen, die eine halbe Tagesreise hinter ihnen zurücklagen, rechtzeitig eine Warnung zu übermitteln, sodass sie abdrehen konnten, aber für den größeren Teil der Flotte kam jede Hoffnung zu spät. Was man auch unternahm – es gelang nicht, sich aus dem Gravitations-sog zu befreien. Die entsprechenden Besatzungen verbrachten lange Tage im Wahnsinn, bevor der galaktische Rachen des Todes sie verschlang. Bis zum heutigen Tag kennt niemand das genaue Schicksal der betreffenden Personen. Starben sie durch die antithetische Natur des ‚entarteten‘ Raums oder platzten die Schiffe im Zerren der Gravitation auseinander? Wie auch immer, fest stand indes eines: Hilflos musste Karatek mit ansehen, wie seine Gefolgschaft der Willigen einfach vor die Hunde ging.

Diese Tragödie stellte urplötzlich alles infrage. Das Gefühl der Unverwundbarkeit, des selbstbehaupteten Daheinschreitens, des Neuanfangs war plötzlich verflogen, und überhaupt schien es unwahrscheinlich, dass die geschwundenen Kräfte und dezimierten Reserven der kleinen Schar verbliebener Aussiedler noch lange reichen würden. Die gnadenlose Logik des Weltraums hatte Karatek und seinesgleichen vor Augen geführt, dass

Natur *immer* ihren Weg nahm und dabei auch nicht Halt machte vor denjenigen, die annahmen, mit ihr verbrüdet zu sein und sich nicht gescheut hatten, ihr ins Gesicht zu blicken. Kein Rabatt für die Verwegenen.

Es war nur ein schwacher Trost – im Empfinden der Verbliebenen eigentlich mehr eine Art seltsame Bestrafung –, dass es wenige Tage nach der Begegnung mit dem Ereignishorizont den Medizinern durch ein kleines Wunder gelang, den Keim zu isolieren, der die Crews mit erschreckendem Tempo eingeshmälert hatte. Die Heilungsprozedur schlug erfolgreich an, doch das drängende Problem war nicht länger ein physisch-biologisches: Perspektiven waren fortgeweht, so wie Blätter im Wind. Jetzt schien es den knapp dreitausend Überlebenden in Aussicht gestellt, statt eines schnellen Todes zu sterben vielmehr langsam dahinzuvegetieren. Im All hörte sie niemand schreien.

Karatek, der selbst mehr als teuer mit seinen Nächsten bezahlt hatte, raffte sich auf und versuchte fortan, aktiv gegenzusteuern. Auf der *Vali Col* versammelte er die Mannschaften und gab entschlossene Parolen aus. Welche Rhetorik, welche Leidenschaft er auch ergriff – diesmal *konnte* er nicht gewinnen. Je verbissener er an den

Durchhaltewillen seiner Anhänger appellierte, desto weniger schien man ihm zu glauben. Zum ersten Mal seit sie Vulkan verlassen hatten, schien sich eine unsichtbare Wand zwischen Anführer und Folger, zwischen Visionär und Jünger geschoben und eine erfolgreiche Kommunikation nachgerade unmöglich gemacht zu haben.

Das Eingeständnis, zu dem Karatek alsbald finden musste, fiel denkbar schwer: Unlängst war er bereits ein *Teil* des Problems geworden und nicht etwa dessen Lösung. Er war es gewesen, der zeit der zurückliegenden Reise wie ein Monolith den Zirkel der politischen Vertreter überragt und den Kurs bestimmt hatte. Man hatte in ihm jemand Auserwähltes, Unfehlbares gesehen; einen Behüter und Wegweiser. Und dann hatte er die Ausziehenden mitten ins Verderben geführt. Der Keim des Zweifels bekam einen guten Nährboden in ihm. War er unaufmerksam geworden? Hätte er mit etwas Antizipation die große Katastrophe abwenden können? Wie dem auch sein mochte: Karatek hatte sich befleckt, war dem Scheitern anheim gefallen. Dieser Bazillus war – anders als jener, der seine Liebsten zugrunde gerichtet hatte – außerordentlich geduldig und arbeitete mit schiefer zynischer Freude daran, sein Opfer von innen heraus zu zerfressen. Der Glanz alter Tage war

unwiderruflich verfliegen. Obwohl sein unnachgiebiger Aktionismus einstweilen noch vom Gegenteil kündete, resignierte Karatek mehr und mehr.

Ganz machtlos musste er verfolgen, wie es innerhalb der geschrumpften Exilanten, gleichsam wie von Geisterhand, zu einer Rückwärtsorientierung kam. Die neue Sprache, die mit so viel Elan und Pathos entwickelt und gepflegt worden war, verblasste, als hätte sie das Eigentliche – die Sprache Suraks – bloß oberflächlich übertüncht. In den leergefegten Korridoren der Schiffe sprach kaum jemand noch ein Wort mit dem anderen, und wenn etwas gesagt wurde, dann wieder in den Worten des Vulkan, das sie anno dazumal verlassen hatten. Wie etwas Unwirkliches wurden auch gemeinsame Rituale nicht mehr gepflegt. Vor nichts machte diese Bewegung halt, die unweigerlich in Gang gekommen war.

Sie kam bis zum *S'harien*. Eines Morgens stürmte eine wild gewordene Pilgerschar den Sitzungssaal des Repräsentantenrats. Tränenverklärt warf sie sich vor Suraks Axt. Karatek sah ohnmächtig zu. *Er* war derjenige gewesen, der in einem flammenden Appell für den Verbleib von Suraks Geschenk plädiert hatte, um aus seiner Anwesenheit Mut für die eigene Sache zu schöpfen. Doch nun

geschah etwas, das er nicht vorhergesehen hatte: Eben jenes Symbol, das Karatek als Selbstbesinnungszeichen hatte führen wollen, wurde ihm zum Verhängnis. Die Horde betete das *S'harien* an, während den Mündern Klageliedern entsprangen, deren Thema immer nur eines war: Die Rückkehr nach Vulkan.

Damit hatte sich der Dammbruch ereignet. Es war nur eine Frage der Zeit, bis in der ganzen Flotte lauffeuerartig Forderungen laut wurden, umzukehren; dass jeder Weg in die entgegengesetzte Richtung besser sei als ein Weiterfahren in der bisherigen.

Karatek konnte und wollte nicht glauben, was er da hörte. *Sieben Jahre* – er hatte sie *so* weit geführt, hatte ihnen einen neuen Lebenssinn eingehaucht, ihnen so viel gegeben, die Gelegenheit nämlich, von vorne anzufangen. Dabei hatte er ihnen zu keiner Zeit vorenthalten, dass es eine anstrengende Reise werden würde. Und so dankten sie es ihm schließlich? – Indem sie ihm in den Rücken fielen? Zu sehen, wie sich einer nach dem anderen von ihm abwandte, raubte Karatek Schlaf und Verstand. Über das Gefühl großer Einsamkeit, das durch die Abwesenheit seiner Familie entstanden war, legte sich blanker Zorn. Karateks Persönlichkeit erfuhr einen abrupten Wandel, was

seine Wahrnehmung von Welt anbelangte. Er fühlte sich betrogen und verraten.

Es war abzusehen, dass diese explosive Mischung in seinem Innern irgendwann zum Ausbruch geraten würde, so wie dereinst der *Mount Tar'Hana* auf seiner zurückgelassenen Geburtswelt. Widerwillen und Trotz formierten sich in Karatek: Er war nicht bereit, seine große Vision zu opfern, nur weil viele seiner Anhänger sich als unwürdig erwiesen hatten. Sie würden schon noch sehen, was es ihnen einbrachte, gegen ihn zu arbeiten. Karatek stützte sich jetzt auf die Krieger an Bord, welche ihm und ihrer künftigen Zivilisation die Treue geschworen hatten. Eine erste Maßnahme bestand im Abriegeln des Sitzungssaals. Indem er den Sehnsüchtigen verbot, das *S'harien* weiter anzubeten, signalisierte er die Unumkehrbarkeit ihres Fluges, wie er sie von Anfang an beabsichtigt hatte. Es folgten Disziplinarmaßnahmen: Diejenigen, die weiter Zugang zu Wasser und Nahrung aus den Frachträumen haben wollten, mussten sich offen zu Karateks Idee bekennen und solche, die das gegen jede Überzeugung nicht taten, bekämpfen.

Leider blieb die erhoffte allgemeine Beruhigung aus. Die harte Hand, mit der Karatek vorging, zeitigte bald schon ein gegenteiliges Resultat. Ein

Aufbegehren auf der *Blutschwinge* wurde deshalb zum Erfolg, weil dort die Militärs als Folge der Seuche am schwächsten präsent waren. Karatek gab sich erst gar nicht die Mühe, mit den Meuturern in Verhandlung zu treten und wies ein Enterkommando seiner besten Kämpfer an, das Schiff auf dem Wege der Gewalt zurückzuerobern. Das war etwas, womit selbst die Aufständischen auf der *Blutschwinge* nicht gerechnet hatten. Trotzdem sie relativ früh kapitulierten, als die Entermannschaften sich Zugang zum Raumer verschafft hatten, war Karatek so rasend, dass er es für angemessen hielt, ein Exempel zu statuieren. Noch am Abend desselben Tages wurden sämtliche Anführer der Unruhen hingerichtet. Dieser Vorfall wurde zum Anlass genommen, im ganzen Verband der übrig gebliebenen Schiffe eine schonungslose Militärherrschaft auf die Beine zu stellen. Ihr war nichts mehr gemein mit dem dereinstigen Wagenzug zu den Sternen.

In den folgenden Monaten, während die Generationenschiffe weiter ihres Wegs zogen, zog Karatek sich immer öfter in seine privaten Räumlichkeiten zurück. Was er dort tat, wusste niemand, aber lässt man in diesem Punkt die eigene Fantasie zu, so entstehen schnell Bilder von einer einsamen Gestalt, die alles um sie herum, vor al-

lem aber sich selbst zu hassen lernte. Es sind Bilder von einem dunklen, abgeschiedenen Quartier, finsternen Gedanken und trüben Spiegelbildern vor dem Fensterpanorama, erfüllt mit der schwarzen Leere. In diesen Augenblicken wurde Karatek zum vielleicht einsamsten Mann des Universums.

Momente der Schwäche befallen einen jeden. Auch Karatek war davon nicht ausgeschlossen, er am allerwenigsten. Zwar hatte er es immer meisterhaft verstanden, die innere Verfassung hinter dem äußeren Wirken – das so voller Entschlossenheit gewesen war – zu verbergen, aber dieser Tage erwuchs genau daraus sein größtes Problem. So zu tun, als würde die beschwerliche Reise am Ende doch noch von Erfolg gekrönt sein, kostete ihn mehr Kraft denn je zuvor. Denn es galt all das Bittere herunterschlucken, das sich im Laufe des siebten Jahres angestaut hatte.

Er war daran gewöhnt gewesen, dass es eine wie organische Verbindung mit seinen Anhängern gab; seine und ihre Gedanken schienen immer eins gewesen zu sein, und er hatte sich nie für irgendwelche Entscheidungen rechtfertigen müssen. Jetzt jedoch gab es *nur* noch die Rechtfertigung – obwohl er nicht einmal darauf angewiesen gewesen wäre. Seit er das Kriegerrecht über die

Flotte verhängt hatte und eiserne Linien zog, hatte er sich selber in diese Haltung hineinbegeben. Sein schlechtes Gewissen und allem voran sein schweres Herz, sie forderten ihren Tribut.

So kam es, dass Karatek eines Nachts, da er wieder von Albträumen geplagt worden war, seine Kojе verließ und den großen Ratssaal aufsuchte. Als er eintrat und hindurch die große Glaskuppel von spärlichem Sternenlicht gesäumt wurde, gewahrte er sich der Tatsache, dass er schon lange nicht mehr hier gewesen war. Mit der Etablierung der Diktatur hatte auch die Notwendigkeit nicht mehr bestanden, mit der Bevölkerung der Schiffe Austausch und Einvernehmen zu erzielen; die Vertreter waren längst abberufen worden, wenn sie nicht ohnehin der zurückliegenden Seuche anheim gefallen waren. Trotzdem gestand sich Karatek ein, dass er die regelmäßige Anwesenheit in diesem Raum vermisste. Seine ganze Welt schien heute sehr viel eintöniger, linearer, kleiner und ärmer geworden zu sein.

Und aus vermutlich keinem anderen Grund fiel er, als er unter dem *S'harien* stand, auf die Knie. In diesem Moment konnte er nicht mehr anders – er *wollte* jetzt schwach sein, endlich einmal musste er es zulassen. Hier, in der matten, verlassen

Düsternis, konnte er sich diesem Bedürfnis hingeben, ohne sein Gesicht zu verlieren.

Er betrachtete die prunkvolle Waffe, wie sie an der hohen Wand im Zwielflicht des gedämpften Sternenscheins funkelte. Leise murmelte er: „Wo seid Ihr nur?“ Er meinte seine Familie. Dann, im Gefolge einiger Sekunden, setzte er hinterher: „Was würden *Sie* jetzt wohl tun, Meister?“

Surak. Ich bin weit weg von zuhause. Ich habe mich verirrt.

„Er würde Dir eine Frage stellen. Wer bist Du?“

Karatek zuckte zusammen. Hinter dem Schwert, in einem finsternen Winkel des Ratssaals, erkannte er die schattenhaften Umrisse eines Fremden.

Ein Eindringling.

Rasch erhob er sich. Obgleich ihm vieles durch den Kopf ging, wahrte er die Fassung. „Diese Frage stelle ich *Ihnen*. Wer sind Sie? Wie sind Sie auf mein Schiff gelangt?“

„Ich führe nichts im Schilde.“, kam es von der Gestalt. „Bloß antworte ich mit einer Gegenfrage: Was willst Du? Wer bist Du oder...was willst Du?“

Wieder regte sich Gänsehaut auf Karateks Rücken ob des ominösen Auftritts und des noch eigenartigeren Säuselns der letzten Worte des Unbekannten. „Sie brechen in mein Schiff ein, ohne

sich zu erkennen zu geben und fragen mich, was ich *will*? Was ist das?“

„Die Wahrheit.“, insistierte die Stimme aus der Dunkelheit. „Die Fragen, die wir stellen und mit denen wir uns konfrontieren lassen, sagen mehr über uns aus als jede Erklärung, die wir geben.“

Karatek lächelte gekünstelt. „Nun, ich habe mich gar nicht konfrontieren *lassen*. Vielleicht lohnt es sich, meine Wachen aufzuwecken. Ich würde sagen, Sie sind ein ungebetener Gast.“

„Ob nun gebeten oder ungebeten – Gäste sind für gewöhnlich auch körperlich anwesend. Aber siehst Du: Ich befinde mich nicht einmal auch nur in der *Nähe* Deines Schiffes.“

Karatek stutzte. „Sie wollen mir sagen, was ich sehe, ist eine Projektion? Dann bleibt jetzt wohl nur noch eine Frage: Weshalb sind Sie hier?“

„Ist das nicht offensichtlich? – Wegen Dir.“

„Warum ich?“, fragte er mit brüchiger Stimme.

„Du hast mich gerufen.“

Er gewann neue Entschlossenheit. „Ich sollte Sie warnen. Meine Geduld ist leicht strapaziert, gerade in jüngster Zeit.“

„Ich weiß. Auch deshalb hast Du mich gerufen.“

„Ich habe *niemanden* gerufen.“ Karatek erteilte sich einen Ruck und marschierte Richtung KOM-Einheit, um die Soldaten zu kontaktieren.

Kurz bevor er das Gerät erreichte, sprach der Eindringling: „Warum Du? Deinen Gedanken zuzuhören, war sehr angenehm.“

Karatek hielt ein und wandte sich um. „Was?“

„Ich bin seit einigen Wochen bei Dir. Studiere Deinen Verstand, Deine Erinnerungen. Erfahre so viele Dinge über Dich. Warum Du?“, wiederholte die Stimme. „Früher hat meine Telepathie bis an die Grenzen unserer Galaxis getastet; heute funktioniert sie nur noch in sehr wenigen Fällen. Ein einzigartiger Verstand ist zur Durchführung erforderlich. Du bist der Erste seit vielen Jahren, der mir begegnet.“

„Da haben Sie es. *Sie* haben mich aufgesucht.“ Karatek schüttelte den Kopf. „Erwarten Sie nicht, dass ich Ihnen glaube, was Sie da erzählen, geschweige denn verstehe ich es. Und nun werden Sie wieder verschwinden – und mir niemals wieder unerlaubt unter die Augen treten.“

Ein ersticktes Lachen kam von der Silhouette in der Finsternis. „In der einsamen Stille Deines Geistes bist Du so laut, dass ich Dich gar nicht überhören *konnte*. Ich habe Dich nur gefunden. Aber Du, Du hast mich gesucht.“

Karatek biss die Zähne zusammen. „*Unmöglich.*“

„Warum hast Du mich gesucht?“, fuhr das Wesen fort. „Ich werde Dir den Grund verraten. Du

schwankst jetzt zwischen zwei Fragen. Es sind zweifellos die bedeutendsten Fragen Deines Lebens. Doch Du kannst nicht beiden nachgehen, wenn Du nach einer ernsthaften Antwort trachtest. Für eine Frage musst Du Dich entscheiden; die andere musst Du zurücklassen. Wer bist Du oder...was willst Du? Ich möchte Dir bei dieser Entscheidung helfen. Helfen, Dich selbst zu erkennen.“

Er zog eine abfällige Grimasse. „Sie wissen *nichts* von mir.“

„Womöglich kenne ich Dich besser als Du Dich selbst kennst, Karatek, Sohn von S'task.“ Kälte umfing Karateks Herz, als er hörte, wie der Unbekannte seinen und den Namen seines Vaters aussprach. „Ich bin nur wenige Lichtjahre von Dir entfernt. Ich bin nicht Dein Feind. Höre mich zumindest an, was ich Dir zu sagen habe. Wenn Du kommst, komm allein.“

Als es still wurde, ging Karatek zum Lichtschalter. Aktivierte die Beleuchtung des Raumes.

Niemand war mehr anwesend.

Es war, als hätte er mit einem Geist gesprochen.

Am nächsten Morgen ordnete Karatek einen vorübergehenden Kurswechsel für die Flotte an. Er kannte sein Ziel: einen Einzelgängerplaneten, der

frei im Weltall schwebte. Im Terminal seines Quartiers hatte er letzte Nacht einen entsprechenden Satz Koordinaten gefunden, die jemand dort hinterlassen hatte. Er wusste nicht, weshalb es ihn so zog, dem Fremden auf die Schliche zu kommen. Zweifellos hatte es aber etwas damit zu tun, dass dieser ihn bestens zu kennen schien. Karatek wollte zumindest eruieren, was es mit dem mysteriösen Besucher auf sich hatte – umso mehr, weil die internen Sensoren keinerlei Notiz von dessen Aufenthalt genommen hatten.

Seine Angehörigen schloss er erst einmal von der Angelegenheit aus. Er teilte ihnen mit, er wolle sich auf der Oberfläche des Planeten nach einem geeigneten Rastplatz umsehen sowie nach brauchbaren Bodenschätzen. Die Militärs reagierten verwirrt, wollten ihm zumindest Begleitung zur Seite stellen, doch Karatek machte unmissverständlich klar, er wolle etwas allein sein. Man ließ ihn ziehen.

Der Planet entpuppte sich als Phänomen. Er besaß keine lokale Sonne, weshalb theoretisch jedwedem Leben auf ihm ausgeschlossen war. In der Praxis allerdings war er, aufgrund einer seltsamen geologischen Aktivität, in der Lage, genug Wärme zu produzieren, um so Flora und Fauna zu evozieren. Inmitten immerwährender Nacht gedieh

reichhaltige Vegetation, konzentriert an Geysiren, Vulkanschächten und an Mineralquellen, wo überall heiße Gase abgegeben wurden. Alleine die weiße oder sehr blasse Farbe der Pflanzen, die nicht über Fotosynthese existieren, war ein Blickfang.

Nachdem er sich umgesehen hatte, besann sich Karatek auf die Koordinaten, die ihm gegeben worden waren, und folgte ihnen. Schon bald führte ihn sein Weg in ein ausgedehntes Höhlensystem. Im Gefolge eines längeren Marsches gelangte er in eine immense Grotte, in deren Zentrum Alientechnologie sich türmte. Es war eine riesige und scheinbar uralte Maschine, die rührte und pulste. Schläuche wanden sich um ein Vielfaches um ihre Außenhaut, und letztere mutete an wie eine harte Panzerschale.

Worum handelte es sich hierbei?

Aus dem Augenwinkel sah Karatek die Konturen des Fremden, wie sie sich aus der Düsternis der Höhle leicht heraushoben.

„Ich wusste, Du würdest herkommen.“, raunte die Stimme zufrieden. „Dein Stolz hat Dir verboten, weiter zu fliegen.“

Er ließ sich nicht beeinflussen. „Vielleicht war ich ja nur neugierig, herauszufinden, mit welchem Trick Sie arbeiten.“

„Neugier ist nicht Deine Art. Du bist kontemplativ. Du suchst die Welt nach den Dingen ab, die *Dich* weiter bringen.“

„Tut das nicht jeder irgendwie? Sei es drum: Was ich bin oder nicht bin, lege immer noch ich fest.“, stellte Karatek klar. „Aber *Sie* werden mir jetzt sagen, mit wem ich es zu tun habe – und was Ihre *Absichten* sind.“

Wieder ein leises, kehliges Lachen. „Was teilt Dir Dein Empfinden mit?“

Karatek betrachtete die Maschine. „Dass Sie mir ein Angebot unterbreiten wollen. Und dass Sie an diesen Ort gebunden sind. Wieso?“

Nun geschah etwas. Der Unbekannte verließ die Finsternis, in der er bislang verweilt hatte, und trat näher zur von Leuchten gesäumten Apparatur, sodass Karatek ihn zum ersten Mal in Augenschein nehmen konnte. Doch selbst, als das Wesen im schwachen Licht stand, sah er nur einen Schatten. Keine Haut, keine Pigmente, keine Kleidung, ebenso wenig die Andeutung eines Gesichts. Karatek fröstelte.

„Ich lebe schon sehr lange.“, sprach die Kreatur. „Ich habe zahllose Reiche aufsteigen und wieder zerfallen sehen; Giganten, die zwischen den Sternen wandeln und doch winzig im Angesicht der Unendlichkeit bleiben. Ein unaufhörlicher, endlo-

ser Kataklysmus der Epochen. Ich habe zu verstehen gelernt, dass das Universum sich in Zirkeln bewegt; in Sandkreisen, nicht auf einer Geraden.“

Sandkreise... Wieder musste er zurückdenken an seine Offenbarung im *Glühofen*.

Allmählich fasste sich Karatek wieder. „Sie haben meine *Frage* nicht beantwortet.“

„Heute leben wir wieder in einer besonders *dunklen* Epoche. Viele der Bewohner der Galaxis streben nach Gleichheit. Sie verachten das Besondere. Weil sie sich ängstigen vor Macht und Schöpfungertum. *Deshalb* bin ich hier.“

Er schmälte den Blick. „Sie wollen sagen, jemand hat Sie hier eingesperrt?“

„Ist das so verwunderlich?“

„Was haben Sie sich zu Schulden kommen lassen?“

„*Wenn* es eine Schuld ist...“, sagte der Schatten. „Ich beging den Fehler, unaufmerksam zu werden, mich nicht zu verstecken. Neid und Furcht der Mittelmäßigen verbannten mich hierher – bis heute.“ Nach einer Weile setzte er hinterher: „Gewissermaßen bin ich genauso eingesperrt wie Du auf Deinem Schiff.“

Da war es wieder, das scheußliche Gefühl, von dem Anderen eigentümlich durchleuchtet zu werden, gelesen wie ein offenes Buch. „Sie irren

sich.“, erwiderte Karatek mit Entschiedenheit und ächzte.

„Karatek, ich kenne Dich. Ich habe Deinem Innern gelauscht.“ Der Schatten säuselte die Worte geradezu. „Nichts ist eine größere Bestrafung für Dich als die Einsamkeit. Aber was geschieht, wenn die eigenen Anhänger sich abwenden? Was, wenn Dein Feuer sie nicht mehr erreicht? Du fühlst Dich allein. Verurteilt. Genau wie ich. Wir *beide* tragen eine Bürde.“

„Es geht Sie nicht das Geringste an, aber...“ Er vermochte den Bewusstseinsprozess, das innere Ringen, welches das Wesen in ihm ausgelöst hatte, nicht gänzlich zu unterdrücken. Was nun folgte, war mehr eine Art Selbstgespräch; eine Sache, die er nie hatte mit jemandem teilen können. „Sie haben sich zu *Recht* abgewendet. All die Jahre, die wir nun schon gemeinsam reisen, haben sie auf mich gebaut, mir Vertrauen geschenkt. Und dann habe ich sie im Stich gelassen. Ich bin schuldig, in jeder Hinsicht. Vielleicht ist es an der Zeit, das offen einzugestehen.“

„Armer Karatek.“, kam es vom Schatten. „Du sprichst schon wie Dein Vater, als er sein Reich verlor. Siehst Du: Dies sind nicht *Deine* Gedanken. Denn Du bist eine stolze Natur; geboren, um anzuführen. Ein Visionär. Ein Wegweiser. Einer

der Wenigen, die es mit ihrer Hinterlassenschaft sogar erreichen können, die Epochen zu überwinden.“

Schweremütig ließ Karatek den Kopf hängen. „Das Einzige, was ich noch überwinden kann, das ist meine Schuld – wenn ich eines Tages sterbe. Die Zeit des Führens liegt hinter mir.“ Er riss sich zur Raison. „Es war ein Fehler, Sie aufzusuchen. Ich werde jetzt auf mein Schiff zurückkehren und Sie wieder allein lassen. Kommen Sie nicht mehr zu mir. Leben Sie wohl.“

Er wandte sich ab und ging einige Schritte, obgleich er die undefinierbaren Augen des Wesens in seinem Rücken spürte. Und kurz, bevor er den Ausgang der Grotte erreichte, regte sich etwas hinter seiner Stirn...

Atem.

Ein langsamer, pulsierender Rhythmus.

Gleißendes Licht, das jeden Bereich seines Sichtfelds flutete. Er fühlte sich irgendwie schwerelos, obwohl man es nicht mit der Schwerelosigkeit vergleichen konnte, die vorherrschte, wenn die künstliche Gravitation an Bord eines Raumschiffs abgeschaltet wurde.

Und etwas umfing ihn am Bauch.

Es vergingen noch mehrere Sekunden, ehe seine zugekniffenen Augen Umrisse ausmachen konnten.

Vor ihm riss ein riesiger, glitzernder Strom goldenen Lichts dahin, und er selbst schwebte außerhalb, im Nirgendwo. Ein Lichttentakel, der aus dem merkwürdigen Fluss sich rankte, schlang sich um ihn.

Und dann hörte er eine Stimme – Suraks Stimme:

Wer bist Du?...

Was willst Du?...

Wer bist Du?...

Was willst Du?...

Als Karatek ächzend in die Hocke ging und sich die Augen hielt, war er wieder ganz und gar in der Höhle. Die Bilder in seinem Kopf hatten sich zurückgezogen.

Er vernahm die Stimme des Schattens: „Dir steht es natürlich frei, zu gehen. Aber möchtest Du nicht endlich aufhören, Dich zu quälen? Sehnst Du Dich nicht nach Erlösung? Ich kann sie Dir bieten.“

Gebannt erhob sich Karatek wieder, wandte sich um. „Sie haben mir nicht einmal Ihren Namen verraten, und Sie wollen mir *Erlösung* anbieten?“

Der Schatten kam auf ihn zu. Nach wie vor konnte er nichts Lebendiges an ihm ausmachen. „Ich weiß, warum Du hier draußen bist. Du bist auf der Suche nach einem Leben, das größer ist als das jedes anderen Vulkaniers. Ein Leben von *Bedeutung*. Von *Gewissenhaftigkeit*. Ja, ich spüre Deine Leidenschaft. Deinen Zorn. Deine Willenskraft. Sie machen Dich stärker. Wir sind uns ähnlich, Du und ich.“ Der Fremde streckte seine Hände aus. „Ich verfüge über Fähigkeiten jenseits aller Vorstellungskraft. Nutze mein Wissen, ich beschwöre Dich. Du wirst nie wieder alleine sein müssen. Hole Deine Frau zurück ins Leben, Deinen Sohn. Schütze sie vor dem Tod. Du musst nur zugreifen.“

Tote Materie lebendig machen? – Konnte es möglich sein? Karatek spürte, wie ihn die Aura des Schattens instinktiv anzog. Sein Widerstand bröckelte. Alles, was er tat, schien eine perfekte Entsprechung in den gleichsam intuitiven Reaktionen des Wesens zu finden. Mehr noch als bei Surak. „Welchen Grund sollte ich haben, Ihnen zu trauen?“

„Worte sind bedeutungslos.“, sagte der Schatten. „Erforsche Deine Gefühle, Karatek. Du weißt, dass ich die Wahrheit spreche. Wer *bist* Du? Kommt Dir diese Frage vertraut vor?“

Zunächst zögerte er. „Ja.“

„Dein alter Meister hat sie immer verwendet, ist es nicht so?“

Karatek nickte. „Es kam ihm immer darauf an, dass man standhaft bleibt. Bei seinen Prinzipien. Sich im Notfall begrenzt, sich zurücknimmt. Ich schätze, ich war ein schlechter Schüler.“

„Ergieß Dich nicht in Selbstmitleid – Du *bist* kein schlechter Schüler. Du hast immer nur für eine *andere* Frage gelebt. Vielleicht warst Du Dir nur nicht darüber im Klaren. Was *willst* Du?“, formulierte die Kreatur. „Dort, wo Du herkommst, ist das Wichtigste jetzt die Ordnung. Die Konformität. Keine Leidenschaft, keine gelebten Träume, nur Disziplin und Gehorsam. Geronnen in eine feste Form. Deshalb bist Du geflohen. Du bist geflohen vor dem Stillstand und der Unterdrückung des Gefühls. Welch Perversion. Du hast immer an etwas anderes geglaubt: dass das Potenzial Deinesgleichen freigesetzt und nicht eingeengt werden darf. Das Universum wird gestiftet von der Glut in unserem Innern. Wachstum durch Schmerz, Kampf und Konflikt, im Zweifelsfall sogar durch den Krieg. Manchmal hast Du an einen Ameisenhügel gedacht, den man zertritt. Die nächste Generation ist stärker. Der Ameisenhügel wird neu errichtet – und ist besser.“

Karatek zitterte. Dieses Wesen kannte seine Metapher, es entsprach ihm zutiefst. „Offenbaren Sie sich mir.“, forderte er.

Er begann dem eigenen Herzschlag zu lauschen, während der Schatten auf ihn zukam...

„Alles verläuft in Epochen. In Kreisen. Es ist das, was man die Macht der Geschichte nennt. Gegen die kann man niemals siegreich bestehen. Ich habe das akzeptiert, vor langer Zeit. Ich habe es gefördert; indem ich Konflikte schuf. Schwache Völker gehen unter, starke Völker gewinnen immer mehr an Kraft. Du bist der Stärkste, dem ich je begegnet bin, Karatek. Du beeindruckst mich. Ich will Dir helfen. Finde Deine neue Heimat; eine Heimat, die Deinen Visionen entspricht. Kehre zurück ins Licht Deiner Bestimmung. Unbegrenzte Möglichkeiten. Unbegrenzte *Macht*...“

Die beiden letzten Worte waren eine bewusste Anspielung auf Suraks neue Philosophie der Logik gewesen.

Karatek stand noch eine Weile da, während das Wesen weiter sprach.

Er war nicht er selbst; vielleicht war er auch zum *ersten Mal* er selbst, er wusste es nicht. Ohne, dass es sich zu erkennen gegeben hatte, empfand er klirrende Faszination für die Kreatur. Und war den Möglichkeiten verfallen, die es ihm anbot.

Es redete weiter auf ihn ein.

Familie. Heimat. Anerkennung. Das Ende der Einsamkeit. Die Rückkehr zu einer einzigartigen Vision.

Die Rückkehr ins Licht.

Er wusste ganz genau, dass es ohne Schatten kein Licht gab.

Dieser Gedanke war auch der entscheidende, als er irgendwann einwilligte und in einen gesonderten Bereich der Maschine trat.

Ohne Schatten kein Licht...

Er öffnete die Verankerung der Apparatur, und etwas, eine unsichtbare Hand, zwang seinen Kopf hinauf. Sie riss ihm den Mund auf.

Kurz darauf drang ein gelber Schimmer aus der Öffnung, die mit dem Abschalten der Maschine entstanden war, mitten in ihn hinein.

Sein Herzschlag beschleunigte sich. Er schrie auf vor ekstatischem Schmerz, der in jeder Faser seines Leibs aufloderte. Fiel auf die Knie.

Dann wurde alles still. Nach einer Weile öffnete er die Augen, die nun ein kaltes, wildes Gelb zeigten, und sie glühten wie die eines Raubtiers, das hinter dem Lichtschein eines Lagerfeuers in der Dunkelheit lauert.

Und lächelte.



KAPITEL 12

Tal von Chula [Grotte]

Valdore war soeben mit Entschlossenheit gesprungen, und er war zurückgeblieben. Nicht für lange: Er wusste, dass es nun an ihm war, die Nachhut zu bilden, und obwohl er noch nie so richtig schwindelfrei gewesen war, hatte er sein Unwohlsein längst durch Pflichtgefühl gezügelt.

Nijil sprang seinerseits. Die Zeit dehnte sich, und in den ersten Sekunden befürchtete er, ewig zu fallen. Es mochte daran liegen, dass er in dieser

Dunkelheit weder die Hand vor Augen noch den Boden des Abgrunds ausmachen konnte.

Einen Augenblick lang hatte Nijil kein Gefühl von Bewegung oder Richtung. Dies änderte sich erst, als er das abrupte Zerren der an seinem Instrumentengeschirr ziehenden Antigravitatoren spürte. Das Seil, an dem er hing, spannte sich fest und zog die Stränge des Geschirrs, das seinen Leib umgab, zusammen.

Wie es die Prozedur verlangte, ließ er sich vorsichtig vornüber kippen, ließ anfangs die Beine baumeln. Die spezielle Bergstreigerapparatur – ein mobiler Generator mit Kordelsystem aus dem Shuttle – begann leise zu röhren. Nijil bewegte sich, zunächst langsamer, dann immer schneller. Doch selbst nach Sekunden stellte sich noch kein Fallgefühl ein, obwohl er wusste, dass er dem gähenden Abgrund an dem Vibroseil mit hoher Geschwindigkeit entgegen raste.

Erst, als der Gedanke in ihm manifest wurde, merkte er, wie ein Schwall Übelkeit in ihm aufstieg. Wohl waren die Antigravitatoren mit Spezialsensoren ausgestattet und würden fünfzehn Meter über dem Boden die Bremssequenz einleiten, damit die Landung nicht unangenehmer war als ein Schritt von der Bordsteinkante. Nichtsdesto-

weniger wusste er jetzt wieder, wovor er als junger Mann verschont geblieben war.

Ursprünglich wie jeder Erwachsene – ob Mann oder Frau – zum Pflichtdienst vom Militär eingezogen, hatte er laut Zuweisungsschreiben zu den Gebirgsjägern gehen sollen. Nur die Tatsache, dass er sich schon damals zu einer Koryphäe auf dem Gebiet der Quanten- und Neuropsychik gemausert hatte, brachte ihm – mit ein wenig Unterstützung seiner damals noch lebenden Eltern – die Möglichkeit ein, sich ins Studium an der staatlichen Universität von Rateg zu flüchten. Denn zwar brauchte das Militär ein großes Reservoir an Rekruten, aber mindestens genauso sehr war es auf besondere Köpfe im Bereich der angewandten Wissenschaft angewiesen, die ihm sein Gerät maßgeblich fortentwickeln konnten, um die taktische Überlegenheit der *Rihannsu*-Streitkräfte sicherzustellen.

Als die Antigravitatoren auf seinem Rücken stärker anfangen zu arbeiten, wippte Nijil in seinem Geschirr und veränderte Fallwinkel und Abstiegstempo. Während der Generator auf der Felskante etwas mehr Spiel im Seil ließ, genehmigte er sich einen Blick zurück, und er legte den Kopf in den Nacken.

Der dämmrige Lichtschein Chulas, der durch die aufgesprengte Öffnung drang, geriet sukzessive zu einem fernen Punkt. Jetzt musste er bestimmt schon hundert Meter in die Tiefe gelassen worden sein. Und immer noch hatten die Scanner nicht reagiert, noch immer fand die Schlucht kein Ende?

Einen Moment befürchtete Nijil eine Fehlfunktion der Sensorpaletten. In diesem Fall würden sich seine Einzelteile recht bald auf dem Grund der Steilwand verteilen. Dann riss er sich wieder zusammen, auf das einwandfreie Funktionieren ihrer Ausrüstung hoffend. Und darauf, dass sich die albtraumhaften Befürchtungen eines ehemaligen Beinahe-Rekruten nicht am Ende doch in bittere Wirklichkeit transformierten.

Nijil blickte hinab. Vor ihm, weiter unten, bewegte sich ein vermeintlicher dunkler Gegenstand dahin, verlangsamte und wurde, wie Nijil wusste, zu Valdores Silhouette. Er war erleichtert, dass er diese Vorankündigung des gleich erfolgenden Bremsmanövers erhielt. Andererseits hatte sich seine Aufmerksamkeit bereits von der Prozedur des Abseilens auf Valdore verlagert.

Er ist unermüdlich..., dachte der Wissenschaftler besorgt. Bis jetzt wusste er nicht, was Valdore in seiner angeblichen Vision vernommen hatte, obwohl Nijil beileibe keine Erklärung aufbieten

konnte, wie es ihm gelungen war, dieses unterirdische Höhlensystem auf Basis reiner Intuition zu finden. Fest stand indes nur, dass die fragile Suche, auf der der Admiral sich erneut befand, in ihm – vielleicht mehr denn je – eine existenzielle Entschlossenheit hervorgebracht hatte; so als würde es um sein Leben und weit mehr gehen.

Nijil hatte das rätselhafte Funkeln in Valdores Augen gesehen, und diese Erkenntnis hatte ihn beunruhigt. Hatte sein Freund *wirklich* einen Kontakt mit Transzendentelem, Metaphysischem gehabt? Nijil bezweifelte es. Vielmehr brach sich in ihm die Besorgnis darüber Bahn, Valdore mochte zurzeit einen Rückfall erleiden. Anlass dazu gab es zumal: Die Entlassung durch den Prätor mochte ihn in seinen seelischen Grundfesten so erschüttert haben, dass er nun versuchte, sich wieder seiner Vergangenheit zuzuwenden. – Einer Vergangenheit, wusste Nijil, da der Admiral beinahe dem Wahn anheim gefallen wäre. Er bewegte sich jetzt auf einem sehr schmalen Grat.

Das Geschirr riss mit einem plötzlichen Schnappen an ihm. Valdores kurze Einweisung zahlte sich schließlich aus. So wusste der Wissenschaftler, was dies zu bedeuten hatte. Er schloss instinktiv die Beine und zog die Knie an. Kurz darauf blinkten zwei Kontrollleuchten an seinem In-

strumentengeschirr auf – Signal dafür, dass die Sonden der Antigravitatoren geschaltet hatten.

Was nun folgte, war ein federleichter Abschwung, bis er mit einem winzigen Bruchteil seiner bis vor kurzem geübten Geschwindigkeit auf dem Felsboden aufsetzte.

Äußerst dankbar über das glimpflich verlaufene Manöver, verschnaufte er leise. Anschließend sah er nach links. Neben ihm war die Gestalt Valdore bereits dabei, sich aus seinem Klettergeschirr zu befreien. „Wir müssen schneller machen, Nijil.“, hallte die Stimme des Admirals durch die unterirdische Schlucht. „Ich spüre, dass wir auf dem richtigen Weg sind.“

Nijil stellte keine Fragen mehr. Stattdessen begann er, etwas unbedarft, es seinem Vorgesetzten gleichzutun und sich aus der klobigen Montur zu schälen. Insgeheim allerdings fragte er sich dann doch, wo die Grenze lag, bis zu der er all das noch mitmachte.

Im Gefolge der nächsten dreißig *kehreh* hatten sie keine unliebsame Begegnung mehr mit einer Felswand. Damit blieb Nijil vorerst erspart, sich manuell abzuseilen, denn der Generator war auf der hohen Felskante im Eingangsbereich der Grot-

te zurückgeblieben. Soweit er es aber beurteilen konnte, war dies die einzige erfreuliche Neuigkeit.

Höchst unerfreulich war hingegen, dass Valdore in ein richtiges Wespennest gestochen hatte: Hier unten, in der Tiefe, verzweigten sich die Höhlengänge schneller als man zählen konnte. Und dem entgegen stand, dass Valdore sein ohnehin zügiges Marschtempo ständig erhöhte. Wo Nijil angehalten hätte, um sich neu zu orientieren und gegebenenfalls eine Markierung anzubringen – denn für den Rückweg musste ja auch noch gesorgt werden –, eilte der Admiral einfach weiter, als folge er einem unsichtbaren Navigationssystem. Oder einer Karte, die in seinem Kopf Gestalt angenommen hatte.

Vielleicht tut er das auch..., griesgrämte Nijil in sich hinein. *Oder er ist tatsächlich verrückt geworden.* Traf letzterer Fall zu, stand es eher ungünstig um ihre Zukunft.

Nach einer Weile war sein Unbehagen so weit angeschwollen, dass er sein Schweigen brach. „Admiral, dürfte ich etwas sagen?“

„Bitte.“ Valdore drehte sich weder um noch verlangsamte er seinen Gang.

„Nun, wie soll ich sagen...“, keuchte Nijil, bemüht, den Anschluss zu wahren. Zunächst empfand er Unsicherheit, entschied sich aber dafür, sie

zu verdrängen. „Ich bin mir durchaus darüber im Klaren, dass Ihre Abkommandierung durch Vrax Sie getroffen haben muss. Und was zurzeit vorgeht, ist überaus gefährlich. Aber es gibt sicher andere Möglichkeiten als –...“

„Als was?“ Schlagartig kam Valdore zum Stillstand und wirbelte herum, sodass Nijil beinahe mit ihm kollidiert wäre. „Na los, sprechen Sie es ruhig aus. Andere Möglichkeiten als in Dreck und *Finsternis* zu kriechen? Meinen Sie das? Ich wünschte, es wäre so. Aber während wir hier unten sind, ist Vrax unwiderruflich dabei, unsere Freunde und Verbündeten zu töten, einen Staat ohne Gleichgewicht aufzubauen und das Imperium in Dunkelheit zu stürzen. Das heißt, wir können an die Oberfläche gehen und uns erschießen oder zumindest in Ketten legen lassen... Oder wir tun *das* hier.“ Im Zwielflicht ihrer Scheinwerfer war Valdores Gesicht eine harte Maske.

Nijil nahm all seinen Mut zusammen. „Bei allem Respekt, Admiral: *Was* tun wir?“

„Wir retten *ch'Rihan*.“, beteuerte sein Gegenüber.

„Und *wie*, wenn ich fragen darf?“

„Mithilfe des Ziels, zu dem wir unterwegs sind. Sie werden schon noch sehen.“

Langsam konnte er diese abstrakten Kategorien nicht mehr hören; er war einfach der falsche Mann für so etwas. „Das Ziel aus Ihrer Vision. Das Sie jedoch nicht kennen.“

„Ganz genau.“, sagte Valdore, so als wäre es das Selbstverständlichste der Welt.

Beschwichtigend erzeugte Nijil eine Geste. „Admiral, nehmen Sie es mir nicht übel, aber zum vielleicht ersten Mal hege ich Zweifel an Ihren Motiven.“

Valdore schnaufte. „Das ist Ihr gutes Recht. Genauso wie es Ihr gutes Recht ist, umzukehren und an der Oberfläche auf mich zu warten. Da wir hier einer privaten Angelegenheit nachgehen, habe ich auch keine Weisungsbefugnis über Sie.“

Augenblicklich keimte schlechtes Gewissen in Nijil. „So war das nicht gemeint.“

„Aber so ähnlich.“ Valdore kniff ein Auge zu. „Sie halten mich für übergeschnappt. Geben Sie es ruhig zu.“

Der Wissenschaftler biss sich auf die Unterlippe. „Nun, der Gedanke...ist mir gekommen. Andererseits geschehen Dinge, die ich nicht zu erklären vermag. Es sei denn, Sie haben irgendwelche Geheimnisse vor mir.“

Energisch schüttelte Valdore den Kopf. „Die habe ich *nicht*, Nijil. Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß. Vertrauen Sie mir, mein Freund.“

Er bedeutete den langen Gang in seinem Rücken, welcher sich in pecher Schwärze verlor. „Sie meinen auch, dass Sie für uns wieder einen Weg nach draußen finden?“

Valdore nickte. „Verlassen Sie sich auf mich.“

Nijil seufzte seine Zustimmung, denn erneut hatte Valdores Überzeugungskraft, gepaart mit seiner Loyalität für den Admiral, die Oberhand behalten. Spätestens jetzt stand für ihn fest, dass er Valdore wahrscheinlich bis in den Tod folgen würde, denn er konnte sich ihm nicht einfach so entziehen. *Entweder habe ich das größte Herz aller Rihansu, oder ich bin der größte Idiot im Schoße ch'Rihans.*

Einen weiteren Seufzer ausstoßend, griff er nach dem eisernen Trinkbehältnis an seinem Rucksack und hielt es dem Anderen hin. „Aber tun Sie mir einen Gefallen und nehmen einen Schluck. Ihr Flüssigkeitsverlust ist enorm.“

Die kommende *dierha* verbrachte Nijil damit, Valdore schweigend zu folgen. Es gab keinen Grund mehr zum Protest, hatte er doch gekämpft und verloren.

Als der Vorstoß beider Männer in diesem Reich der immerwährenden Finsternis allerdings schlagartig zum Erliegen kam, glaubte der Wissenschaftler, sein Widerstandswille fange erneut Feuer.

Frustriert blickte er auf die dunkle Wand. „Eine Sackgasse.“

Valdore verharrte mit ungläubiger Expression. „Aber das kann nicht sein.“

„Wieso?“

Der Admiral hob die Hand. „Weil das unser Weg ist. Eindeutig.“

„Offenbar haben Sie sich geirrt, Admiral.“ Er ächzte und ließ sich, völlig erschöpft, in die Hocke sinken, um seine verspannten Muskeln ein wenig auszuruhen.

Dabei beobachtete er, wie Valdore, als wäre er geradewegs bereit, noch einmal so weit zu laufen, vor der Felswand auf- und abschritt wie ein Tier im Zwinger. „Nein. Nein.“, wiederholte er immer wieder und hielt sich die Schläfen.

„Sie verhalten sich äußerst eigenartig, Admiral.“

Valdore reagierte nicht auf ihn, setzte sein gedankenversunkenes, unnachgiebiges Hin und Her fort.

„Und was tun wir jetzt?“ Wut packte Nijil. „Sie haben einen *Fehler* gemacht! Wir werden jetzt

umkehren!“ Seine Stimme wurde von der Höhle zurückgeworfen; der Schall war kakophoniegleich.

Mit vermeintlicher Gelassenheit drehte sich Valdore zu ihm um. „Es gibt keinen Grund ausfallend zu werden, mein Freund.“

„Das erklären Sie mir bitte.“

„Gerne.“ Er wandte sich wieder zur Felsbarriere. „Die Höhle *ist* hier nicht zu Ende. Ich bin mir ziemlich sicher. Sehen Sie auf Ihren Scanner.“

Nijil kramte das wissenschaftliche Analysegerät aus seinem Tornister, aktivierte es und wandte es auf die Wand an. Mit aschfahlem Gesicht stellte er fest: „Sie haben Recht. Dahinter befindet sich ein Hohlraum. Nur wie legen wir ihn jetzt frei? Ich rate davon ab, die Disruptoren zu benutzen. Es könnte einen Steinschlag auslösen.“

„Sie haben Recht.“

„Womöglich gibt es einen anderen Zugang.“

„Ich bin nicht bereit, umzukehren und nach ihm zu suchen. Uns läuft die *Zeit* davon, Nijil.“

Nijil zuckte die Achseln. „Einen besseren Vorschlag kann ich Ihnen leider nicht anbieten.“

Frustriert sank der Admiral vor der Wand auf die Knie und verharrte. Da saßen sie nun, völlig in sich versunken. Hatten sie ihre Endstation erreicht?

Nur abschweifend, beinahe zufällig, geriet Nijils Blick auf die Wand. Dort erkannte er, im Illuminatorschein, eine reichhaltige Anordnung von organischen Flechten und Moosen, die im feuchten Teil dieser Höhlen gediehen. Es war wohl mehr eine Mischung aus Verzweiflung und Neugier, die ihn trieb, als er sich erhob und zum Steinwall schritt.

„Lassen Sie mich etwas ausprobieren...“ Nijil streckte die Hand aus und machte einen Satz nach vorne. Seinem prüfenden Blick entging nicht, dass die korallenartige Flora nicht in einem einheitlichen Kreismuster wuchs. Er berührte den Stein und ließ seine Finger über die Oberfläche gleiten.

Plötzlich ertastete er einen Spalt. Er trat näher heran und erkannte, dass der Felsen einen spitzwinkligen Einschnitt aufwies. „Ich glaube, ich habe etwas gefunden.“

Valdore war sofort bei ihm – und hocherfreut. „Ich weiß doch, warum ich Sie ständig bei mir haben muss, Nijil.“, sagte er dankbar.

Dem Admiral gelang es, sich seitlich durch die halb verborgene Öffnung zu schieben und in einem komplizierten und äußerst kraftzehrenden Unterfangen den Stein mit Nijils Hilfe Zentimeter für Zentimeter beiseite zu schieben.

Auf der anderen Seite angelangt, fanden sie sich in einer neuen Grotte von gigantischen Ausmaßen wieder. Sie schien endlos zu sein, zumindest war sie so groß, dass es Nijil nicht gelang, sie mit seiner Lampe auszuleuchten.

Die Zwei sahen einander an.

Plötzlich kam Nijil der Gedanke, dass die Höhle viel zu ebenmäßig war, um ein bloßes Produkt der Natur zu sein. Er drehte sich zu einer nahe gelegenen Wand um und erblickte...Ziegel, altes Gemäuer. Reste von Stiegen, die sich korkenzieherartig hinaufwanden und in der Finsternis verschwanden.

„Dies sind Überreste einer alten Anlage. Hier hat jemand gelebt. Das muss vor unglaublich langer Zeit gewesen sein.“

Der Admiral ging nicht darauf ein. „Kommen Sie.“, forderte er seinen Begleiter auf.

Seit ihrer Rast hatten sie gerade einmal einen kleinen Fußmarsch zurückgelegt, als ein Geräusch aus einem der vielen uneinsehbaren Bereiche der Grotte dröhnte. Eine Art Schaben, vielleicht auch ein Kriechen.

Nijil schreckte auf, sich um die eigene Achse drehend. „Was war das?“

„Ich weiß es nicht.“, erwiderte Valdore.

Wenige Momente später wurden sie ohnmächtig Zeuge, wie sich aus der Düsternis eine ungeheuerliche Gestalt herauszeichnete: die eines *Riesen-Rocnars*.

Nijils innerer Wirbel stockte zu Eis. Wie hatte er das verdrängen können? – Chula war für die Monstren bekannt, die in ihren zerklüfteten Winkeln und Nebeln hausten. Die Gattung der *Rocnars* zählte zu den eindeutig gefährlichsten Wesen auf ganz *ch'Rihan*. Und ihre bevorzugten Wohn- und Nistplätze waren feuchte, tief gelegene Höhlen.

Von der Größe eines Elefanten, wirkte das Ungeheuer in irgendeiner Weise reptilartig und gleichzeitig unförmig wie ein Albtraum. Das riesige Kreischmaul stand asymmetrisch im Kopf, die Fangzähne und Klauen standen in keinem normalen Verhältnis zu seiner Größe. Ohne jeden Zweifel ließ sich der *Riesen-Rocnar* als Ausgeburt bezeichnen, die verkörperte hirnlose Wildheit.

Nijil verfolgte, wie die Bestie aus einer Richtung gekommen war, die ihnen den Rückweg zur Felspalte nicht mehr gestattete, und er atmete schneller.

„Was tun wir jetzt?“ Das Herz schlug Nijil bis zum Hals, indes er mit ansehen musste, wie seine Befürchtung Wahrheit wurde. Zwei kleinere

Rocnar-Exemplare näherten sich aus verschiedenen Winkeln, nach dem Frischfleisch jener Irrsinnigen trachtend, die da unverhofft ihr Höhlenreich betreten hatten.

„Laufen Sie!“

Im nächsten Augenblick setzten sich Valdore und Nijil in Bewegung, als wäre ein ebenso unsichtbarer wie lautloser Startschuss gefallen. Hörbar und sichtbar war hingegen der *Riesen-Rocnar*, der ein ohrenbetäubendes Gebrüll vom Zaun ließ, dicht gefolgt vom Aufschrei seiner beiden kleineren Artgenossen.

Der Boden begann fürchterlich unter dem Stampfen der mächtigen Läufe zu beben, und Nijil schätzte, dass sie einen Meter zurücklegten, wo ein *Rocnar* mindestens das Zehnfache hinter sich brachte. Die genaue Statistik spielte jedenfalls eine untergeordnete Rolle, weil abzusehen war, dass sie keinen Ausgang oder ein vorübergehendes Versteck erreichen würden, ehe das monströse Dreigespann sie eingeholt hatte.

Seitenstiche machten dem Wissenschaftler zusehends zu schaffen. Vor lauter Adrenalin atmete er nicht richtig. Namenlose Angst durchfloss ihn wie Stromschnellen, und sein ohnehin bereits ausgelagerter Körper wurde taub.

Sowohl Valdore als auch Nijil waren so damit beschäftigt, hastige Blicke nach hinten und wieder nach vorne zu werfen, dass sie gar nicht registrierten, was zu ihren Füßen geschah. Dort nämlich klafften irgendwann riesige Schlaglöcher im Boden und verschwanden in schwarzer Leere.

Nijil wurde zu spät darauf aufmerksam, dass ihnen gleich der Boden entzogen wurde. Er wollte Valdore aufhalten, doch die falsche Bewegung brachte ihn umso mehr aus dem Gleichgewicht, und kurz darauf stürzten sie schon gemeinsam in die Tiefe.

Während er eine kleine Ewigkeit fiel, erkannte Nijil die Ironie in diesem Sturz: Oft lagen die Gefahren des Lebens nicht dort, wo man sie eigentlich vermutete...

Das Loch in der Decke spuckte die Beiden aus wie Abfall, und sie stürzten zig Meter in die Tiefe, ungewiss, wann sie wieder den Grund erreichen und in welchem Zustand sie dort anlangen würden. Dann hatte schließlich eine natürliche Zisterne die Muße, ihren Aufprall zwar mit Nässe und Fontänengischt schockartig zu beenden, vor allem aber erheblich abzufedern.

Es war ein ansehnlicher Stausee, der sich in einem nicht minder großen Höhlengewölbe mit

hoher Decke befand. An den Uferrändern gedieh seltsame Feuchtvegetation – Blumen und Gräser –, die neonfarben glommte.

Erschöpft zogen sich Valdore und Nijil an Land; nachdem letzterer Wasser und Galle spuckte, verharrten sie einen Augenblick in ihren schier gepeinigten Posen.

Alsdann richtete sich Nijil keuchend auf und sah in den See, wo sich der Inhalt ihrer beiden Tornister hoffnungslos im Wasser verteilt hatte. Er schaute an sich hinab. „Auch *das* noch!“, stöhnte er erzürnt.

„Was?!“, fragte Valdore und rang immer noch nach Atem.

Der Wissenschaftler deutete auf die Stelle seiner Aufmerksamkeit. „Hier, ich habe mir die Hose zerrissen!“

„Sie haben sich die *Hose* zerrissen?!“

Die Komik der Situation sorgte dafür, dass Valdore zuerst zaghaft lächelte und dann lauthals in Gelächter ausbrach, gefolgt von Nijil selbst. Gab es angesichts ihrer Lage denn etwas Schlimmeres als eine zerrissene Hose?

Ein seltsames Licht huschte über sie hinweg. Es bewirkte, dass schlagartig wieder Ernst zwischen ihnen einkehrte.

Nijil zeigte zu einem Punkt jenseits einer nahe gelegenen Anhöhe. „Es kam von dort.“

Gemeinsam begannen die Gefährten den Aufstieg. Als sie die Schwelle überwunden hatten, wurden sie von hellem Gleißern geblendet. Es brauchte einen Moment, bis sich ihre Augen an diese extremen Lichtverhältnisse gewöhnt hatten.

Von ihrem Platz aus blickten sie hinab in so etwas wie eine kleine Talmulde im Innern einer hoch aufragenden Höhle. Hier gab es fremdartige Technologie, so weit das Auge reichte. Sie war platziert auf einer riesigen, gewundenen Plattform, deren Material elfenbeinfarben schimmerte. In ihrem Zentrum barg sie eine Art Schüssel aus tiefschwarzem, ebenmäßigem Gestein, deren konvexe Seiten mindestens zehn Meter zu Spitzen emporragten und von eigenartigen Kristallen gekrönt waren. Die oberen Enden der Spitzen neigten sich wie die Enden dreier Skorpionschwänze einer strahlenden Säule entgegen, die den Mittelpunkt der gesamten Apparatur ausmachte. Die Säule sandte einen Lichtstrom aus, dessen Intensität und Glitzern einem unweigerlich die Sprache raubte. Beinahe schien es, als wäre sie lebendig.

„Bei den Elementen...“, murmelte Nijil fassungslos und sah zu Valdore.

Der Admiral indes war schon weiter: Langsamem Schrittes betrat er die Plattform und ging Richtung Schüssel, bis in die Nähe des Lichtstroms, der hier flackerte. Die Öffnung, aus der er erstrebte, war selbst so groß wie ein Rondell.

Hoch oben, weit darüber, flackerte eine Gestalt, wunderschön und angsteinflößend zugleich...

Nijil trat, mit leichter Verzögerung, an die Seite seines Freundes, der irgendwie Recht behalten hatte. Er maß den Lichtpfeiler, als wäre er eine heilige Flamme. „Womit haben wir es hier zu tun?“

„Mit dem letzten Geheimnis. Der einzigen Wahrheit. Und *wir* haben sie gefunden.“

„Wahrheit?“, echote Nijil. „*Welche* Wahrheit?“

Ein heller, zufriedener Glanz trat in Valdores Augen, und er lächelte, erfüllt wie nie zuvor in seinem Leben. „Die, die selbst *Vorta Vor* geschaffen hat.“

Hoch oben, am Ende des Lichts, waberte ein wohl vertrautes Symbol und breitete – zwanzig Meter weit – die Schwingen aus, bereit, sich zu nehmen, was ihm zustand.

Es war der Reichsadler.

Der Allererste.

D'Era.



KAPITEL 13

Kaledra-Wald, Thiras' Anwesen

Unbewusst fasste sich Thiras an den Hals. Es tat immer noch weh.

Die blutigen Krusten waren vom Notarzt beseitigt worden, den Iteni schnurstracks hatte rufen lassen, doch manche Blessuren mussten einfach erst ausheilen. Es waren aber nicht etwa Schmerzen, die sie immer wieder dazu veranlassten, ihre Kehle zu berühren, sondern der Umgang mit der Erinnerung.

Dieser völlig unerwartete Angriff...

Das Gefühl der Hilflosigkeit...

Der grausame Moment, da die Remanerin ihr die Luft abdrückte...

Sie glaubte, ihr würden gleich die Augen aus der Fassung treten...

Ein Blick im Gesicht der Anderen, der nur blanken Hass kannte...

Leise fluchte Thiras, erneut darüber erbost, dass sie sich nicht erinnern konnte, welches Verhältnis sie zu dieser Frau gehabt haben soll. Dass sie abhängig wurde von dem, was ihr Andere erzählten.

Und dann dieser neue, veränderte, dieser allerletzte Ausdruck in ihrem Antlitz, als das Leben aus ihr wich...

Thiras war es kalt den Rücken heruntergelaufen. Sie war erstarrt. Blutüberströmt, wie sie war, hatte Iteni sie regelrecht wegtragen müssen.

Er hatte ihre erschossene Reaktion auf ihre schockartige Verletzung geschoben. Sie dagegen wusste es besser.

Deshalb hatte sie ihn gebeten, ein wenig allein sein zu wollen. Iteni hatte ihrem Anliegen entsprochen und gesagt, er sehe in einigen *dierha* wieder nach ihr.

In der Zwischenzeit hatte sie alles andere gemacht denn Erholung gesucht. Unablässig saß sie vor dem Terminal in ihrem Wohnzimmer, während Baredha friedlich zu ihren Füßen schlief,

und wühlte sich durch die imperiale Datenbank. Dabei war alles, was sie als Kompass besaß, der besagte Blick der Frau und ein Name.

Remaner...

Schon bald stellte sich Ernüchterung ein. Einmal abgesehen von offiziellen Pressemitteilungen, die sich über die traditionelle Rolle der Remaner im Sternenimperium ergossen, gab es keinerlei auffindbare Hintergrundinformationen zu diesem Volk. Das war überaus denkwürdig: Denn *wenn* Remaner schon so lange dem *Rihannsu*-Reich dienten, wieso machte sich dann niemand die Mühe, eine kohärente Dokumentation über sie anzulegen?

Sie setzte ihre Suche in den Weiten des imperialen Transfernnetzwerks fort. Einer der letzten Punkte in der Auflistung der Suchmaschine hielt eine Verknüpfung mit einer internen Datenbank bereit. Eine Datenbank des *Tal'Shiar*. Iteni hatte ihr gesagt, es handele sich um den imperialen Geheimdienst.

In der inständigen Hoffnung, ihre Recherche möge endlich Früchte tragen, erlitt sie auch hier eine Niederlage. Die Informationen – wie auch immer sie sich ausnehmen mochten – waren nur gegen Eingabe einer entsprechenden Dienstnummer und eines Passworts abrufbar. Natürlich hatte

sie nicht den blassesten Schimmer, ob sie überhaupt berechtigt war, solche Daten zu beziehen – und wenn ja, wie die konkreten Loginangaben lauten konnten.

„Schon Ihr Vater erzählte mir, er hätte es damals recht schwer gehabt, Sie ins Bett zu schicken.“

Überrascht wandte sie sich um. War es etwa schon so spät geworden? „Oh, *Iteni*.“, gab sie verdutzt von sich. „Ich habe Sie gar nicht kommen hören.“

Der breitschultrige Mann mit dem silbergrauen Schopf schmunzelte. „Das fasse ich als Kompliment auf. Ein *Rihannsu* sollte immer erfolgreich auf leisen Sohlen unterwegs sein. Selbst Einer von der betagteren Sorte.“ Sein Blick versengte sich auf das Terminal. „Nanu, ich sehe, Sie haben sich der imperialen Datenbank zugewendet.“

„Richtig erkannt.“

„Suchen Sie etwas Bestimmtes? Möglicherweise vermag ich Ihnen zu helfen.“

Thiras überlegte. „Vielleicht können Sie das tatsächlich.“

Iteni verschränkte die Arme hinter dem Rücken. „Sagen Sie mir vorher, wie es Ihnen geht.“

„Besser. Die Stimulans, die ich erhielt, lässt die Wunde schnell heilen.“

„Das freut mich zu hören.“, meinte der Andere. Im nächsten Augenblick verlor sein Gesicht an Strahlkraft. „Ich möchte Sie darüber in Kenntnis setzen, dass es eine Strafaktion gegeben hat.“

Sie blinzelte. „Wovon sprechen Sie?“

Iteni stand nicht sogleich Antwort, sondern wählte seine Worte überlegt. „Es gibt ein altes Gesetz bei uns, und die Remaner sind bestens mit ihm vertraut. Wird ein *Rihannsu* durch die Hand eines Remaners getötet, hat dies mit der Exekution von fünfhundert Remanern geahndet zu werden.“

„*Fünfhundert?!*“, wiederholte Thiras fassungslos.

„Sie müssen das verstehen.“ Er breitete die Arme vom Körper weg. „Einen derartigen Übergriff hat es seit *dha'fyheisn* nicht mehr gegeben. Einige Remaner scheinen eine Auffrischung jener Lektionen nötig zu haben, von denen wir annahmen, sie seien längst verinnerlicht worden.“

Schlagartig waren ihr Kehle und Lippen seltsam trocken. „Iteni, sagen Sie mir, dass das nicht wahr ist. Fünfhundert werden –...“

„...*sind* bereits hingerichtet worden.“, korrigierte er sie.

Thiras senkte die Augen auf Halbmast und seufzte schwermütig. Schließlich erhob sie sich vom Stuhl und machte einige Schritte im Wohn-

zimmer. Vor dem Kamin blieb sie stehen und rieb sich die erkalteten Hände.

„In solchen Situationen wünschte ich, Sie würden sich erinnern.“, sagte Iteni, der an seinem Platz verharrte. „Es ist sehr schwer, Ihnen unsere Welt zu erklären, wenn Sie Ihrer Natur entrückt sind.“

Thiras sah das anders. „Wo liegt der Unterschied? Wenn es für Sie leichter ist: Gehen Sie davon aus, ich wäre ein kleines Kind – und Sie der Vater, der mir die Welt beibringt.“

In ihrem Rücken schnalzte der Andere leise. „Bedauerlicherweise ist es nicht ganz dasselbe. Ein Kind wird *langsam* an unsere Kultur herangeführt. Bei Ihnen ist das so nicht möglich, und der zurückliegende Vorfall hat die ohnehin für Sie schwierige Situation nicht zum Besseren gekehrt.“

„Das mag schon sein.“ Sie wirbelte herum. „Ich finde es einfach *falsch*, Iteni!“

Von Iteni kam besänftigendes Gebaren. Er verwies auf die Couchgarnitur. „Beruhigen Sie sich erst einmal. Setzen Sie sich; ich hole Ihnen etwas zu trinken.“

Obwohl sie ablehnte, sich zu setzen, ging er trotzdem zur Getränkeische im Raum und griff sich eine Phiole. Anschließend machte er ein Glas

halbvoll und brachte es ihr, mit der Beteuerung, die Substanz beruhige die Nerven.

Thiras nippte lediglich an dem Getränk, bevor sie es abstellte. „Vielleicht wünschen Sie sich *Freiheit*.“

„Oh nein.“, antwortete Iteni, deutlich energischer. „Sie haben nicht einmal einen *Begriff* von Freiheit. So etwas kommt in ihrem Denken nicht vor; auch nicht in ihrer Sprache. Ihre Freiheit liegt darin, unseren Vorstellungen zu entsprechen. Sie hatten *nichts*, als wir sie fanden. *Wir* haben ihnen Erlösung gebracht. Deshalb wissen wir am besten, was sie brauchen. Sie bieten uns ihre Dienste an und erhalten im Gegenzug Sinn. Ist das nicht eine äußerst produktive Symbiose?“

Thiras runzelte die Stirn. „Haben sie niemals versucht, ihre Meinung zu äußern?“

Ihr Gegenüber schüttelte den Kopf. „Niemals. So etwas haben sie nicht. Ohne die Ordnung, die wir ihrem Leben stiften, würden Anarchie und Totschlag unter ihnen herrschen.“

„Wie auch immer.“, hielt sie fest. „Ich habe dieser Frau den Sohn genommen. Es ist wahr, oder?“

Itenis Züge rührten sich nicht. „Sie hatten jedes Recht dazu.“

„*Recht?*“, echote Thiras. „Ich hatte das Recht, einer Mutter ihr Kind wegzunehmen, es zu *töten?*“

„Sie hat sich unerlaubt fortgepflanzt. Das hat sie gewusst. Bevor sie den Befehl über die *Khelot* übernahmen, waren sie Oberaufseherin in einem Distrikt auf *ch'Havran*. Sie sind immer gewissenhaft ihren Verpflichtungen nachgekommen. Sie waren niemals grausam.“

Thiras beugte sich vor. „Also, für mich klingt das *sehr* grausam.“

Iteni kniff einmal die Augen zu. Unter seiner räsonierten Oberfläche schien das Öl der Wut sich allmählich zu entzünden. „Die Dinge, die wir tun müssen, sind nicht immer leicht. Das habe ich niemals behauptet. Aber uns ist auch eine Bürde auferlegt: ein Imperium zu leiten. Das ist eine hohe Verantwortung. Und verantwortungsvoll zu handeln, heißt manchmal, schwere Entscheidungen treffen zu müssen. Zum Wohle aller.“

„Wie hat es nur so weit kommen können, Iteni? Wer sind wir, dass wir ein ganzes *Volk* knechten?! Ich korrigiere: *Völker!*“

Der Zorn entfaltete sich nun ganz in Iteni, überwand alle Schranken und Barrieren, explodierte mit voller Wucht. „*Wir* sind *Rihannsu!*“, brüllte er, dass Thiras vor Angst einen Schritt zu-

rückwich, doch er folgte ihr. Dann schien er sich vorübergehend entladen zu haben. Wieder ruhiger sagte er mit gesenktem Haupt: „Langsam wünschte ich mir, Sie würden Ihr Gedächtnis wieder finden. Wir haben so vieles versucht... Aber in dieser Aufgabe scheine ich zu versagen. Ich hätte gerne wieder die Frau zurück, die meine Freundin ist. Meine Kommandantin.“

Augenblicklich fühlte sie sich schlecht. Wie eine Grobschlächterin. Hatte sie Iteni – der immer wieder von ihrer alten Freundschaft sprach, der zweifellos Vertrauen in ihr weckte – enttäuscht? Bewirkte ihr Verhalten womöglich, dass er sich irgendwann abwandte? Konfusion und Scham überschwemmten sie. Und doch...

„Ich kann Ihnen nicht geben, wonach Sie sich sehnen.“, sagte sie, bemüht um Sanftheit. „Ich kann es ja nicht einmal mir *selbst* geben. Ich weiß nicht, wo ich hingehöre. Zurzeit zweifle ich an allem. Erst recht nach dieser Begegnung im Senat. Ich verstehe nicht, warum wir *Rihannsu* so sind, wie wir sind. Wo wir unseren *Ursprung* haben.“ Sie nahm noch einen Schluck des Getränks, das Iteni ihr eingeschenkt hatte. Die eigenartige Mischung aus Süß, Sauer und Herb stimulierte ihre Geschmacksnerven, schien ihr beim Nachdenken

zu helfen, obgleich der beruhigende Effekt bislang ausgeblieben war.

Erst mit einiger Verspätung fiel ihr auf, dass Iteni nicht länger vor ihr stand, sondern sich zum anderen Ende des Wohnzimmers aufgemacht hatte und dort vor einem großen Regal stehen blieb. Er zog irgendein Buch hervor und kehrte, während er es aufschlug, zu ihr zurück. Dann trug er langsam vor:

„Es ist eine Welt der Dunkelheit. Eine Welt der Sünde, aus der das vermaledeite Grauen wuchert. Dessen waren sich die alten *Vhorani* gewahr, als sie die *Rihannsu* hoch oben in den Kammern von *Vorta Vor* schufen, die *Rihannsu* als Vollendung ihrer Schöpfung. Sie ließen sich nicht schrecken, sie waren selber mehr als einmal von Marterung heimgesucht worden. Das Leid und die Freude, so glaubten sie, stellen die zwei Seiten derselben Medaille dar. Sie waren Geschöpfe, die dem edlen, intensiven Gefühl immer gefolgt waren. Nun, bevor sie für immer gehen würden, gedachten die *Vhorani* ein Abbild ihresgleichen zu erschaffen, es Fleisch werden zu lassen und auf die Welt zu entsenden, auf dass sie ihr ihren Stempel aufprägten. Ihre Schöpfung sollte das Werk, dem sie von *Vorta Vor* aus nachgegangen waren, fortführen. Dies war die Stunde, da das Herz der *Rihannsu* zu

schlagen anfang. Die *Vhorani*, die bald für immer gehen würden, flößten ihnen ihre Transzendenz ein. Es würde nun ihre Aufgabe sein, das Universum zu behüten und zu ordnen. Die *Vhorani* verließen ihr Reich, doch hielten sie einen Spalt *Vorta Vors* für ihre mit Verantwortung und Gabe gezeugten Kinder offen. Dorthin sollten eines Tages diejenigen kehren, die sich im Erdendasein verdient gemacht hatten, und *Vorta Vor*, dieses nun leere Reich, neu erobern. Man nannte es *Erebus*, das Jenseitige. Aber auch die Lebenden, alle *Rihannsu* wurden gesegnet mit dem Lichtschein, der von nun an aus *Vorta Vor* auf sie herabstrahlte. Man nannte ihn *D'Era*, der Endlose Himmel. Wohlan, das Universum um sie herum, das darauf wartete, von ihnen gestiftet zu werden, der Endlose Himmel über ihnen, der sie segnete und zu Auserwählten erklärte. Es würde kein einfaches Leben werden, sondern eine immerwährende Last. Es würden Zeiten kommen, da die *Rihannsu* vergaßen, wer sie sind, was ihre Bestimmung ist, Zeiten, in denen sie der Weisung eines starken Führers bedurften, der ihnen den Weg aus dem Verfall wies, lange und beschwerliche Reisen, um die vergifteten Wurzeln abzuschlagen und innerlich reingewaschen zu werden. Es würden Diejenigen kommen, die den *Rihannsu* ihren einzigartigen

Segen abspenstig machen wollen, Reiche, die sich in Unscheinbarkeit heranpirschen an die Erhabenen und dann ihre besonderen Fähigkeiten zur Entfaltung bringen, um sie herauszufordern. Ständige Wachsamkeit würde zum Gebot werden müssen. Viele würden den Tod finden, wenige dagegen überdauern. Doch ist dies der einzige Weg, um den Blick auf den Endlosen Himmel nicht zu versperren. Um aber in seinem Lichte zu verbleiben, würde es vonnöten sein, mit all den Schatten im Universum, mit dem Finstersten überhaupt den Tanz zu wagen, das ist die Dichotomie des Daseins, das die *Rihannsu* fristen, sie, die sie Wesen waren zwischen dem fleischlichen Weltsein und der Transzendenz. Alles hat nun einmal seinen Preis, und diese Erkenntnis ist niemandem mehr beschieden als den Kindern der *Vhorani*. Das alles ist auch *D'Era*. *D'Era* wird Mythos bleiben, Segen und Schicksal der *Rihannsu*, und gleichsam wird es die Bürde sein, die von uns allen zehrt, aus der reichen Glut unserer feurigen Herzen, der ständige Kampf, nicht vom Gift getränkt zu werden. Es ist eine Welt der Dunkelheit.“

Als Iteni aufhörte, kehrte Ruhe bei Thiras ein. „Das ist schön.“, sagte sie. „Aber auch sehr traurig.“

„Es ist die Einleitung zu einem größeren Gedichtskorpus, streng genommen ein einziges großes Werk. Was ich Ihnen vorlas, nimmt die Themen vorweg, um die sich alles dreht. Karateks *letztes* Werk. Seine große Hinterlassenschaft. Das, was wir alle bis heute hochhalten, auch wenn wir schon lange nicht mehr danach beten mögen.“

„Das ist also *D'Era*?“, fragte Thiras. „Der Endlose Himmel? Ein...Auftrag.“

Iteni kniff die Brauen zusammen. „Auserwähltsein ist das, worum sich bei Karatek zunächst alles dreht. Es ist der Anlass für uns *Rihannsu*, überhaupt am Leben zu sein. Aber er redet auch von Dichotomie; von Bürde, Verführung, Verlockung, Herausforderung, Finsternis des Herzens. Viele große Köpfe haben sich in den vergangenen *hhu'fvheisn* darüber zerbrochen. Sie haben über Deutungen gestritten. Es gibt keinen Konsens darüber, was Karatek wirklich mit *D'Era* gemeint haben mag, man kann es auch auf keinen Begriff bringen. Wir können nur die Prinzipien beachten, die er uns aufgeschrieben hat, um bestmöglich nach *D'Era* zu leben.“

„Welche Prinzipien?“

„Vier an der Zahl: Hingabe, Loyalität, Disziplin, Aufrichtigkeit.“ Iteni machte eine Handbewegung. „Die vier Marksteine zum Pfad *D'Eras*.“

Sie verschränkte die Arme. „Was ist *Ihre* Meinung, Iteni?“

„Ich persönlich zähle zu Denjenigen, die glauben, dass es zwei *D'Eras* als Teil eines großen Ganzen, als Teil eines Gleichgewichts gibt. Das *D'Era* der Erkorenheit und jenes der Pflicht. Deshalb diene ich der Raumflotte, und ich entsinne mich, dass Sie ähnlich gedacht haben.“ Er überlegte. „Aber es gibt da, ganz am Ende von Karateks Korpus, noch einen anderen Verweis. Etwas, das zu Karatek zu gehören schien und das er doch als Auferlegung empfand. Es steht in Disharmonie mit dem Rest der Texte, verweist darüber hinaus. Manche vermuten an dieser Stelle, das wahre *D'Era*, der wahre Grund für die Entstehung des Sternenimperiums, sei uns bis heute nicht einmal bekannt.“

Thiras wurde neugierig. „Was ist das für ein Verweis?“

„Karatek nennt es ‚Etwas, das noch kommen soll‘. Wir würden es anhand einer riesigen Stichflamme des Reichsadlers erkennen, der sich eines Tages über *Dartha* erheben soll.“ Iteni schmunzelte. „Sie können sich denken, weshalb dieser Abschnitt nicht allzu viel Anklang in unserer heutigen Gesellschaft findet. Viele sehen darin nur eine

Metapher für das Gedeihen des *Rihannsu*-Reichs; nur wenige vermuten mehr.“

Sie schürzte die Lippen. „Iteni, ich... Als diese Frau starb und ich ihren Blick sah... Ich habe *auch* eine Auserwählte gesehen. Eine *Rihannsu*.“

Das Buch fiel dem Silberhaarigen zu Boden. „Machen Sie sich nicht lächerlich!“, knurrte er. Anschließend unternahm er einige Schritte von ihr weg.

„Es ist wahr!“, rief Thiras. „Ich habe es nicht verdient, dass Sie sich von mir abwenden!“

Sie sah, wie sein Kiefer in Bewegung geriet. „Niemand kann bestätigen, dass die Remaner einst wie wir waren. Gehen Sie in die Öffentlichkeit. *Niemand* wird es Ihnen glauben.“

„Und was glauben Sie?“

„Auch ich bin da höchst skeptisch.“ Irgendwie fand sie, er klang nicht überzeugt.

„Aber möglich *wäre* es.“, bohrte sie nach.

Er fokussierte sie wieder. „Wie erklären Sie sich die gravierenden anatomischen Unterschiede?“

„*So* gravierend *sind* sie nicht.“

„Ach nein? Sagen Sie mir, seit wann sind Sie unter die Mediziner gegangen?“

Thiras schüttelte den Kopf. „Bin ich nicht. Ich denke es mir einfach – wenn sie auf *ch'Rihan* ohne Probleme leben können...“

„Es gibt *Dutzende, Hunderte* von Spezies, die auf denselben Planeten existieren können.“, widersprach Iteni harsch.

„Das hier ist ein Sonderfall.“

Iteni bekam den Blick eines perfiden Raubtiers. „Wer hat Sie auf diese falsche Spur gebracht? War es Kveton? Gesetzt diesen Fall, werde ich –...“

„Er hat damit nichts zu tun.“, fiel sie ihm ins Wort. „Wir haben uns nicht einmal mehr *gesehen*.“

Jetzt nahm er sie entschlossen bei den Schultern. „Thiras, ich beschwöre Sie, hören Sie auf mit diesen abscheulichen Gedanken.“

Seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. „Ich muss wissen, was Sie denken.“, beharrte Thiras. „*Ch'Havran*... Ich habe mir die Umlaufbahn angesehen. Sie ist statisch. Eine Seite immerwährende Hitze, eine Seite ewige Nacht. Die Nacht der Remaner. Es war nicht immer so. An ganz bestimmter Stelle gibt es einen riesigen Krater. Unwahrscheinlich, dass er natürlichen Ursprungs ist. Vielmehr würde ich vermuten, dass an dieser Stelle vor langer Zeit ein Asteroid eingeschlagen ist. Er hat nicht nur die Umlaufbahn von *ch'Havran* verändert, sondern auch Klima und Atmosphäre. Im Laufe von sagen wir fünfzehn bis zwanzig *hhu'fvheisn* haben die neuen Lebensbedingungen

die Remaner verändert. Und *noch* etwas muss geschehen sein, das ihre Veränderung noch stärker werden ließ. Was es auch gewesen sein mag. Worauf es aber ankam: Das waren *Rihannsu*, genau wie wir.“ Sie stob. „Und wir tun so, als wären wir die Hüter einer natürlichen Ordnung? Nichts weiter als *Lügen!*“

„Stürzen Sie uns nicht in Unglück!“, brüllte Iteni. „Was Sie da sagen, dafür kann man Sie wegen Volksverrat verhaften und standrechtlich hinhängen lassen! Sie sind Flottenoffizier – also *verhalten* Sie sich auch so!“

Sie lachte falsch. „Ich weiß doch nicht einmal, wie man ein Schiff *fliegt!* Ich weiß nur eines: Irgendetwas *stimmt* hier nicht! Dieses Imperium ist nichts weiter als eine intergalaktische Verbrecherbande!“

Kurzschlussartig holte Iteni aus und feigte sie. Schmerz explodierte in Kiefer und Wange und dem malträtierten Hals. Thiras tastete nach ihrem Mundwinkel und hatte grünes Blut auf den Fingern.

In Itenis Augen glitzerte es fatalistisch. „*Falls* die Remaner einst *Rihannsu* gewesen sein mögen, so haben sie sich nicht für würdig erwiesen, weiter *Rihannsu* zu *sein*. Wir sind auserwählt. Das ist der

Lauf der Dinge. Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich werde später wieder nach Ihnen sehen.“



KAPITEL 14

[allwissender Erzähler]

Erfüllung

Kurz vor Beginn des achten Jahres gerieten die *Vali Col* und ihr geschrumpfter Anhang von Generationenschiffen in Reichweite der Sonne 128 Tri. Der Stern hatte vier Planeten, und zwei davon bildeten ein eigentümliches ‚Doppelplanetensystem‘; außerdem schienen beide Welten vulkanischen Parametern zu entsprechen.

Natürlich gab es erhebliche Unterschiede. Die Planeten wiesen wesentlich mehr Wasser auf als Vulkan, und ihr Klima war kühler. Dort erwartete

die Reisenden etwas, das sie von ihrem alten Heimatplaneten nicht kannten: ausgedehnte Meere, blau schimmernd bereits aus dem Orbit. Einigen von ihnen bereitete die Vorstellung Unbehagen, sich auf Welten niederzulassen, wo Wasser in einem solchen Überfluss existierte. Das lag indes weniger daran, dass es ihnen nicht angenehm war – ganz im Gegenteil –, sie fühlten sich zunächst fast etwas dekadent.

Niemand konnte sich der Tatsache erwehren, dass dies hier fast gänzlich ihren verträumten Vorstellungen entsprach. Und Karatek hatte sie hierher geführt. Er hatte sein Versprechen doch noch eingelöst. Er hatte die Welt aus seiner Vision in der Wüste gefunden, nein, er hatte gleich zwei solcher Welten gefunden.

Längst überwunden schienen die Zeiten, da er seine überlebende Dissidentenschar wie Tiere in Käfigen gehalten, da er sie mit Entzügen jeglicher Art bestraft und nachgerade missachtet hatte. Seitdem er – seltsam verändert zwar – von der Oberfläche dieses ominösen Einzelplaneten zurückgekehrt war, hatte er plötzlich jedes Getaumel im weiten Raum beendet und einen klaren Kurs setzen lassen. Einen Kurs, der durch eine Art von Subraumtunnel oder ‚Stromschnelle‘ führte, mit

dessen Hilfe sie einen großen Sprung durch den Raum machen konnten.

Ein halbes Jahr später führte sie der Neuaufbruch ans Ziel – als wäre Karatek von irgendeiner neuen Kraft erleuchtet worden. Geblieben war freilich, dass sich nur noch Wenige unmittelbar an ihn heranwagten, nicht so wie früher, wo er ein regelrechter Volkstribun gewesen war. Aber man maß ihn an seinem Erfolg, und dieser Erfolg besaß die schier magische Kraft, alle kritischen Zerwürfnisse zwischen einem Anführer und seinen Followern vergessen zu machen und sich der nach langen Entbehrungen doch noch erfüllenden Zukunft zuzuwenden.

In dem Sonnensystem verbrachten die Emigranten zwei Monate damit, die beiden Welten genau zu untersuchen und zu überlegen, wie ihr Potenzial verwendet werden sollte. Der größere Planet hatte drei Ozeane und drei Kontinente, zwei davon mit langen, ‚jungen‘ Bergketten, teils seismisch aktive Zonen. Die dritte Landmasse bestand zu neunzig Prozent aus Wüsten; lediglich die Küstenregionen eigneten sich für die Landwirtschaft. Auf dem zweiten Planeten – wie ein übergroßer Mond in der Schwerkraft des ersten gefangen – gab es fünf Kontinente mit vielen Bergen und dichten Wäldern. Beide Welten wussten zudem

die Reisenden mit Tausenden von Tier- und Pflanzengattungen zu überraschen: Die Vielfalt des vulkanischen Lebens hatte sich auf einige hundert Spezies beschränkt, die meisten davon floratische Geschöpfe.

Die Handvoll überlebender Wissenschaftler auf den Generationenschiffen stellten fasziniert fest, dass sich die Lebensformen auf den zwei Welten ähnelten, in einigen Fällen so sehr, dass ein gemeinsamer Ursprung plausibel erschien. Man fragte sich, ob die Planeten irgendwann einmal von einem anderen Volk besucht beziehungsweise kolonisiert worden waren oder ob diese erstaunliche parallele Evolution ohne äußeren Einfluss stattgefunden hatte. Es wurden keine Hinweise auf die Intervention einer fremden Spezies gefunden, und bis heute sind die oben genannten Fragen unbeantwortet.

Eine Tatsache ließ sich nicht von der Hand weisen: dass neunzig Prozent der Tiere auf den beiden Welten mit der vulkanischen Biochemie kompatibel waren, wenn auch in vielfacher Hinsicht nur aufgrund der Kohlenhydrate. Linksdrehende Proteine fehlten fast völlig in den Ökosystemen beider Himmelskörper.

Aber niemand war hergekommen, um das neue Leben auf dem Tablett serviert zu bekommen.

Nein, man war aufgebrochen, um ein verborgenes Land zu finden, das sich erobern und dabei niemals ganz und gar vereinnahmen ließ. Der Anblick der Doppelwelt traf die romantischen Vorstellungen der Aussiedler mitten ins Herz. Dies war eine Erfüllung.

Es fanden weitere Analysen statt, während die reisemüden Emigranten zu entscheiden versuchten, wer sich wo niederlassen sollte. Sie konnten sich auf keine logische Auswahlmethode einigen, da mehrere Gruppen Anspruch auf die gleichen lukrativen Gebiete erhoben. Die Bevölkerungsdichte in einzelnen Regionen aber durfte nicht zu groß sein, um die Ressourcen zu schonen.

Nach einigen Wochen heftiger Auseinandersetzungen in den Schiffsversammlungen hatte Karatek die fruchtlosen Diskussionen satt und schlug eine Lotterie vor. Zu seiner großen Überraschung zeigte sich die überwiegende Mehrheit der Auswanderer damit einverstanden. Einige Besatzungen beschlossen, als geschlossene Gemeinschaften an der Lotterie teilzunehmen; andere teilten sich in Familien oder Sippen, um sicherzustellen, dass die Clanmitglieder an Bord anderer Schiffe ins gleiche Gebiet kamen.

Währenddessen entstanden die Namen für die zwei Planeten. Man nannte sie *ch'Rihan* (von den

Erklärten') und *ch'Havran* (von den Reisenden'). Die Lotterie führte zu einigen seltsamen Ergebnissen. Viele der ,reaktionären', stärker noch vulkanisch orientierten Häuser – diese Gruppe war vor allem in der Krisenzeit des siebten Jahres wieder hochgekommen – ließen sich auf *ch'Havran* nieder, weil der Name eher an die Reise als an ihr Ende erinnerte, womit *ch'Rihan* zur Heimat der ,progressiveren', sezessionistischen und revolutionären Häuser wurde, wo auch Karatek von seinem Los hingewiesen wurde. All dieser Umstand erregte Aufmerksamkeit, vielleicht mehr, als gerechtfertigt war, vielleicht auch nicht.

Für ein Volk, das eine künstliche Sprache benutzte, spielte die Bedeutung von Worten und Namen eine große Rolle. Man erachtete die Resultate der Lotterie als gutes Omen, als Zeichen dafür, dass die Sprache dem Volk zustand und umgekehrt, dass dies der *richtige* Ort war, für den sie bestimmt waren. Welche höhere Macht die angebliche ,Bedeutung' nach Meinung der *Rihannsu* festgelegt haben soll, ist unbekannt. Während der langen Reise hatte sich die vulkanische Religion erheblich gewandelt, und die Zukunft hielt weitere Veränderungen für sie bereit.

Knapp dreitausend Reisende ließen sich im Laufe von zwei Jahren nacheinander auf beiden Wel-

ten nieder, und als die Raumer nicht mehr genutzt werden konnten, beschloss man, sie selbst in den aktiven Kolonialisierungsprozess einzubeziehen und auszuschlachten. Aus dem Hüllenmaterial der Generationenschiffe entstanden eindrucksvolle Gebäude, während ihre Energieerzeugungssysteme die verschiedenen Niederlassungen mit ausreichend Strom versorgten.

Das einzige Schiff, welches unangetastet und im Orbit verblieb, war die *Vali Col*. Karatek stellte für sein Flaggschiff eine eigene kleine und äußerst loyale Kriegermannschaft ab, die er als Bordclan bezeichnete. Abends und morgens konnte man die *Vali Col* dicht über den planetaren Horizonten sehen, als heller Punkt am Firmament. Wächterin der neuen Heimat.

Die Lieder der *Rihannsu* erinnern noch immer an einen großen Abend- und Morgenstern, an das Flüstern des Windes in den Bäumen, an Sternenschein, das vom Himmel herabglänzt und nicht durch die Fenster von Raumschiffen funkelt. „Ehrenhaft ist die Reise,“, heißt es im Lied eines Barden, „süß das Abenteuer und die Gefahr. Aber noch süßer ist der Wein am Feuer und das Wissen, zuhause zu sein.“

Ch'Rihan mit seinem großen Morgen- und Abendstern ist eine schöne Welt. Feuchter als Vulkan, zweifellos, mit ausgeprägten Jahreszeiten, die spürbar wechseln, voller Wild und Nahrung, mit prächtigem Land, auf dem Niederlassungen entstanden, grün unter einem grüngoldenen Himmel, die Horizonte weit, die Luft warm und aromatisch. Ein Paradies, ein sehr eigenwilliges zuweilen. Wenn man diese malerische Beschreibung hört, lässt sich kaum vorstellen, dass der Planet auch eine andere Seite besitzt.

Gleich in den ersten Wochen nach der Kolonisierung ereignete sich für Karateks Siedlergruppe – der bedeutend größten von allen – ein Spektakel, das die widerspenstige Natur *ch'Rihans* sofort zur Schau stellte. Vielleicht hieß der Planet sie auch nur willkommen. Fest stand, dass das Unwetter völlig unangekündigt über die Siedler hereinbrach, die mit Orkanstürmen, peitschendem, sintflutartigem Regen und dergleichen keine Erfahrung hatten. Irgendwann begann die Erde noch zu beben, Donnerrollen erfüllte die Luft und Blitzungen steckten die behelfsmäßigen Hütten in Brand.

In dieser krisenhaften Situation offenbarte sich der in den letzten Monaten immerzu zurückgezogenere Karatek seinen Anhängern, eine neue

Identität. Im Zentrum des Dorfes reckte er sich dem zugezogenen Himmel entgegen, die Arme spinnenhaft und die Finger in die Höhe gespreizt – und stieß einen Schrei aus, der wie Erleichterung klang.

Blendend weiße Energieblitze strahlten plötzlich aus seinen Fingern, fegten wie Zauberblitze davon und, anstatt Erdung zu suchen, hinauf über ihre aller Köpfe. Atemlos beobachteten die Leute, wie sich eine unsichtbare Kuppel über dem Dorf bildete, die Luftmassen, Regen und Blitze abhielt, ohne zu brechen. Stundenlang stand Karatek in dieser Pose, und als das Unwetter endlich weiter gezogen war, brach er erschöpft zusammen. Seine Anhänger umjubelten ihn, liebten ihn wie nie zuvor und trugen ihn kollektiv in sein Haus, wo sie ihn pflegten und wieder zu Kräften brachten.

Spätestens jetzt wurde sich jedermann dem Faktum gewahr, dass Karatek sich verändert hatte. Obwohl er nie auf dem Pfad eines Gedankenlords unterrichtet worden war, nannte er plötzlich Fertigkeiten sein Eigen, die selbst Zakal hätten vor Neid erblassen lassen. Mit einiger Anstrengung gelang es ihm, schwere Wunden kraft mentaler Ströme zu heilen, ja sogar Toten wieder das Leben zu schenken. So kam es, dass eines Tages auch seine Familie wieder unter den Siedlern weilte.

Nach und nach, über einen Zeitraum von vier Jahren, holte Karatek Hunderte und aber Hunderte der Seuchenopfer zurück, ja selbst einen Teil der im Ereignishorizont des Schwarzen Lochs zermalmtten Besatzungen. Es waren Vorgänge, die sich jeglicher Vorstellungskraft entzogen. Irgendwann gab es keinen Grund mehr, seinen Anhängern die Wahrheit vorzuenthalten. Obwohl er ihnen niemals Konkretes anvertraute, teilte er ihnen doch mit, er sei auserwählt worden und habe auf jenem denkwürdigen Planeten im letzten Jahr sich selbst ins Antlitz gesehen, mit der eigenen Schwäche abgerechnet, sei dafür mit besonderen Fertigkeiten belohnt worden, die er nun einsetzen werde, um ihren gemeinsamen Traum Wirklichkeit werden zu lassen.

Seine Anhänger begannen ihn zu vergöttern; ihm zu Ehren bauten sie Denkmäler, Statuen, ja sogar einen großen Tempel, an dem er sich gerne blicken ließ und das offene Gespräch suchte, während die Zivilisation um ihn herum prächtig und in ungezügelter Freiheit wuchs und mit ungemeiner Dynamik ihr eigener Anfang wurde. Der *neue* Karatek zeichnete sich dadurch aus, dass er durch und durch selbstlos auftrat, eigene Ambitionen zurückzustellen schien, seine besonderen Kräfte nur zu guten Zwecken einsetzte und nur, wenn es

unbedingt erforderlich war. Durch beschwörende Reden gelang es ihm, das soziale Gleichgewicht unter den Siedlern zu wahren und wie auch immer gearteten Separationstendenzen zuvorzukommen.

Gemeinhin war das neue Volk, das sich selbst als *Rihannsu* bezeichnete, frei von Hierarchien, von Bindungen, sondern genoss das reine Gefühl, sich selbst in der Natur zu leben: puristisch, verträumt, ungestüm. Während Kindern an Lagerfeuern Geschichten der langen Reise erzählt wurden und auch die beiden Schwesterwelten immer öfter Einzug in imaginierte Anthologien fanden, brachen Expeditionen auf, um die ursprüngliche Schönheit *ch'Rihans* zu erfahren.

Auf diese Weise vergingen vierzig Jahre – eine Zeit, angefüllt mit Aufbruchspathos und nimmer enden wollendem Optimismus. Eine neue Generation wuchs heran und übernahm die Geschicke der auf Hunderttausende angewachsenen Population. Sie erschuf erste Institutionen und bemühte sich, die Raumfahrt wieder zu beleben.

Bei der Verwirklichung des Kolonisierungsprogramms bewiesen die *Rihannsu* die gleiche Entschlossenheit wie während ihrer Odyssee. Natürlich brauchten sie neue und bessere Schiffe. Diesmal waren keine besonderen Installationen nötig,

um das Überleben mehrerer Generationen von Reisenden zu gewährleisten: Durch Impuls- und einige Dekaden später Nieder-Warp-Technologie schrumpften interstellare Distanzen drastisch. Bis zum Ende des ersten Jahrhunderts nach Erreichen des Romii-Systems würden romulanische Auswanderer zehn Planeten im Umfeld des Romii-Systems besiedeln, darunter etwa die Welten Vejuro, Virinat, Ectis und Tavaris.

Karatek alterte nur minimal. Das fremde Licht, das unvermindert in ihm brannte, bescherte ihm eine Existenzspanne, deren Ende noch nicht abzu-sehen war.

Man hatte den eigenen neuen Weg gefunden und verschwendete keine Gedanken mehr an das alte Vulkan des Surak. Niemand dachte an weiteren Wandel, man lebte für die Gegenwart. Es hatte den Anschein, als könne die Geschichte nun getrost zu etwas Festem gerinnen.

Dieses Empfinden war ein Fehler. Denn die Zeit schritt fort und würde schon bald unvermeidlich ihre Spuren hinterlassen. Um sich eines milden Urteils zu bedienen: Vielleicht waren die *Rihannsu* bei ihrem Trugschluss so fehlbar wie alle anderen sterblichen Wesen. Nur die, deren Leben begrenzt ist, beharren in dem Glauben, dass Liebe und das Glück ewig währen. Selbst die

Kostbarkeit dieser Illusion konnte sie nicht vor den unabdingbaren Veränderungen bewahren, die bald schon aus der Mitte ihrer selbst über sie kommen und auf Jahrtausende hin prägen sollten...



KAPITEL 15

Rateg

Gal Gath'thong drohte die Stadt Rateg zu verschlingen. Lavasäulen und –strudel flossen über die Berghänge aus glitzerndem Obsidian. Nur ein traditioneller, in großem Stil angebrachter Schildemitter verhinderte, dass die imposanten Feuerfälle auf die *Rihannsu*-Metropole übergreifen konnten, wenn sie wieder einmal kochten.

Die charakteristische Leuchterscheinung eines Schiffes schob sich durch den wolken schweren Himmel voll Rauch und Asche. Es folgte einem steilen Kurs, der ins Herz Rategs führte. Die Stadt

erstreckte sich vor und unter dem Gefährt wie ein funkelnder Saphir.

Valdore verschwendete keine Zeit damit, das Landemanöver mit Computerunterstützung durchzuführen; dafür hatte er nicht die Zeit. Eilig, vielleicht etwas zu harsch, ließ er das Shuttle in die Nische des privaten Landedecks gleiten, schaltete die Systeme auf Standby und verließ eilig das Schiff.

Kaum aus der Schleuse getreten, überquerte er die kleine Dockrampe und ging eine lange, bogenförmige Treppe hinunter. Dort schenkte er dem beeindruckenden Panorama von Rateg diesmal nur beiläufige Aufmerksamkeit.

Die Nacht war hier niemals wirklich dunkel; zu grell flutete der feurige Schein von *Gal Gath'thong* über die hoch aufragenden Stein- und Metallstrukturen der Metropole hinweg. Aber unabhängig davon: Rateg, ihres Zeichens die bevölkerungsreichste Stadt auf *ch'Rihan*, schlief niemals. Millionen von Fenstern in Tausenden Gebäuden waren mit Licht erfüllt, die kilometerweit gen Himmel ragten, ganz zu schweigen von den Navigationslichtern, Werbung und den endlosen Strömen aus Skimmer-Positionsleuchten in den vielen Flugkorridoren und -schneisen. Immer, wenn Valdore per Shuttle in den Orbit des Planeten aufstieg, sah

er vorsorglich–instinktiv nach Rateg. Nicht nur, weil es der wahrscheinlich hellste Ort im ganzen *Rihannsu*–Reich war, sondern weil hier sein *eigenes* Reich lag: das Appartement, in dem er mit seiner Familie lebte.

Er blickte in eine kleine Öffnung neben der Tür, damit der Scanner die Netzhautsignatur überprüfen konnte. Dann klackte das Schloss, und die Tür war offen. Im Innern der Wohnung war es finster – wie nicht anders zu erwarten stand. *Glücklicherweise...*, dachte Valdore. Kathela und Vareila zum jetzigen Zeitpunkt hier vorzufinden, hätte ihn ganz krank gemacht. Es kam einem Segen gleich, dass sie wegen ihrer Rundreise derzeit außer Gefahr waren. Unschönerweise zwar auch außer Kommunikationsreichweite, aber die verbleibende Zeit musste Valdore nutzen, um entscheidende Fortschritte zu erzielen, damit der sicheren Heimkehr von Ehefrau und Tochter nichts mehr im Wege stand.

Deshalb war er hergekommen, während Nijil sich bereit erklärt hatte, in Chula auf ihn zu warten.

Valdore durchquerte zügig den Dielenbereich und stieg leise die Treppe hoch. Im oberen Stock angelangt, begab er sich in den Raum, der ihm als Arbeitszimmer diente, wenn er dienstfrei hatte.

Gerade in diesen vier Wänden hatte für gewöhnlich alles seine angestammte Ordnung – nicht so heute.

In kürzester Zeit richtete Valdore ein erhebliches Durcheinander an. Eine Ironie: Wo er Vareila früher, in jüngeren Jahren, des Öfteren ermahnt hatte, nicht im Arbeitszimmer herumzutollen, ging er heute selber mit atypischem Beispiel voran, und all das Chaos machte ihm interessanterweise jetzt nur wenig aus.

Er war auf der Suche nach dem militärischen Transpondergerät, das er hier verwahrte. Zwar handelte es sich nur um eine kleine, kompakte Ausführung des Systems, das beispielsweise auf der *Erebus* für audiovisuelle Aufzeichnungen und Übertragungen verwendet wurde, doch in diesem Fall spielten die Leistungswerte keine so große Rolle.

Denn ob das Gerät nun groß oder klein war – die Aufzeichnung, die es bald an das Sendezentrum in *Dartha* übertragen würde, würde ganz *ch'Rihan* zu sehen bekommen, und auch Vrax.

Es war alles vorbereitet: Kretal, ein alter Kollege von der Flotte, der vor einer Weile in den Staatsrundfunk gewechselt hatte, schuldete ihm noch den einen oder anderen Gefallen. Valdore war das rechtzeitig in den Sinn gekommen, und er hatte

Kretal kontaktiert. Kretal besaß zwar die charakterliche Integrität einer Ratte, die das sinkende Schiff verließ, aber um Valdore's beabsichtigte Übertragung auf den ersten Sender zu legen und nachträglich seine Spuren dahingehend zu verwischen, dass es wie ein Computerhack wirkte, dafür reichte es aus. Mehr benötigte Valdore auch nicht.

Nur ein paar Bilder. Eine Sequenz der Stichflamme; eine, wie er den Strom *D'Eras* freisetzen würde, damit er sich über *ch'Rihan* ergoss... Jeder *Rihannsu*, der dies sah, würde wachgerüttelt werden von diesem Appell an die urälteste Spiritualität. Mit diesem Coup, bei dem ausnahmsweise nicht *ein* Schuss fallen musste, würde Vrax im Nu seine Macht zwischen den Fingern verlaufen wie rieselnder Sand. Nicht nur das machtpolitische Unheil für das Imperium würde abgewendet werden, sondern mehr noch würde es den Kompass seiner eigenen Identität zurückerhalten, endlich wieder. Einen verbindlichen Maßstab, an dem man künftige Prätores und Senatoren, Militärs und Geheimdienstler, Juristen und Wissenschaftler messen würde.

Valdore verschnaufte erleichtert, als er die Transpondereinheit im untersten Fach eines Büroschranks fand. Gut, die Verstärker, auf die er we-

gen der Interferenzen in der tief gelegenen Höhle angewiesen war, lagen auch noch dabei...

„Wir sind auf dem besten Wege, Nijil...“, flüsterte er mit angehobenen Mundwinkeln und packte sämtliches Utiliar in eine Tasche. Sodann warf er sie sich über die Schulter und eilte aus dem Zimmer.

Auf halbem Wege die Treppe passiert, fiel ihm etwas ein. Das würde ein bedeutsamer Augenblick in seinem Leben werden. Er würde allen beweisen, dass er in seiner Zeit als Anhänger der *Jünger D'Eras* nicht nach etwas Fiktivem gesucht hatte. Wenn er seine Familie nicht bei sich haben konnte, so wollte er zumindest Kathelas und Vareilas Gesichter sehen, während er *ch'Rihan* an seine Wurzeln zurückführte.

Noch einmal kehrte er also um und begab sich auf direktem Wege ins Schlafzimmer, wo er ein Holofoto seiner Nächsten mitzunehmen gedachte. Der Raum lag in dunklem Grau, weil die UV-Schutzmaske über dem Fenster heruntergelassen worden war, sodass man Rateg zwar sehen konnte, Stadt und Feuerfälle sich aber nur in fragilen und blassen Farben abzeichneten.

Gerade wollte Valdore zum Schminktisch seiner Frau gehen, wo sie viele der über die *fvheisn* entstandenen Fotos sorgsam aufgestellt hatte, als ihm

aus dem Augenwinkel etwas auffiel. Zunächst hielt er es für blanke Einbildung, für eine Illusion, genährt durch die Erfahrungen seiner schlaflosen Nächte, die ihn selbst plagten, wenn er in Rateg war und am frühen Morgen auf den Balkon schritt, um sich mit dem Blick auf *Gal Gath'thong* abzulenken. Aber mit dem Verstreichen der Sekunden schien es immer weniger wahrscheinlich, dass er halluzinierte. Nein, dort auf dem Doppelbett, dort lag jemand. Ausgestreckt und bewegungslos.

Das kann nicht sein... Das darf nicht...

Valdore hielt den Schatten im Blick, während er näher trat – und das Unfassbare feststellte: Hier, vor ihm, lag Kathela. Er bekam den Duft von Früchten aus ihrem samtigen, langen Haar in die Nase, unverkennbar, dieses Aroma.

Und neben ihr lag noch jemand. Viel kleiner, die langen Beine noch in keiner richtigen Proportion zum restlichen Körper. Es war Vareila.

Sein Herz begann zu pumpen. Alles lief wie im Zeitraffer ab. Valdore atmete schwerer, indes er das Licht auf niedriger Stufe aktivierte und sah, wie die Gestalten tatsächlich zu seiner Familie wurden. Marionettenhaft lagen sie da auf dem Bett, die Arme leicht weggespreizt, die Beine eng aneinander. Die Augen geschlossen.

Bewegungslos.

Atemlos.

Grenzenlose Stille.

Valdore beugte sich direkt über Kathelas Gesicht. Sie roch nach irgendetwas Metallischem. Sie bewegte sich nicht. Er legte ihr die Hand auf die Schulter, schüttelte sie vorsichtig. Sie reagierte nicht. Ihm sträubten sich die Haare auf Nacken und Armen. Er konnte Kathela nicht atmen hören. Verzweifelt schüttelte er sie erneut, doch ihr Kopf baumelte zur Seite. Valdore hob sie an den Schultern hoch und ließ sie wieder fallen.

„Kathela!“, schrie er sie an und hoffte, dass sie die Augen endlich aufmachen, dass sie sich die Hand an den Kopf halten und ihn auffordern würde, nicht so zu schreien, er verursache ihr Kopfschmerzen. Seine Hoffnung erfüllte sich nicht. „*Kathela!*“, schrie er noch lauter in ihr vermeintlich schlafendes Gesicht, pumpte mit den Händen auf ihrer Brust, versuchte ihren Atem zu hören.

Nichts.

Auf dem Bett zwischen ihr und Vareila fand er eine Schachtel, in der Tabletten lagen. Er wusste nicht, um welche Substanz es sich handelte, aber als er das Symbol des *Tal'Shiar* darauf erkannte, wusste er, dass seine Liebsten ermordet worden waren. Kaltblütig. Ohne Einschüsse, ohne Messer-

stiche. Man hatte sie gezwungen, die Tabletten zu schlucken – sie hatten direkt und tödlich gewirkt.

Kathela und Vareila mussten abgefangen worden sein. Sie konnten hier noch nicht sehr lange liegen. Indes wurde Valdore der Grund klar, weshalb sie hier aufgebahrt worden waren. Damit ihn Demütigung durchfuhr. Eine schlimmere Bestrafung gab es nicht mehr.

Die Töne, die er ausstieß, waren kaum mehr Schreie. Er begann damit, den Nachtschrank umzustoßen, eine Messingstatue gegen den Spiegel zu werfen, den Schminktisch zu zerstören, die Jalousien von den Flügeltüren herunter zu reißen, das ganze Zimmer kurz- und kleinzuschlagen...

Valdore glaubte, innerlich zu zerbrechen. Er sah es, wusste es, und doch konnte er es nicht realisieren. Kathela, Vareila... All seine Kraft, die er morgens empfunden hatte, wenn er aufgestanden und losgezogen war. Die Kraft, die er empfunden hatte, wenn er...

Sagen Sie, wie geht es Ihrer Familie?

Vrax. Er steckte dahinter. Und er hatte seine unheilige Allianz mit Narvas' Institution wieder erneuert. Natürlich, warum hatte er das nicht kommen sehen?...

Valdore war erschöpft und fand nichts mehr zum Werfen oder zum Umstoßen. Weinend, zit-

ternd setzte er sich auf das Bett und nahm die Hand des Mädchens. Sie war so kalt. Er presste sie an seine heiÙe, nasse Wange, versuchte sie aufzuwärmen; strich ihr das dunkle Haar aus dem Gesicht...

Vergebens. Alles vergebens.

Die erste, die letzte große Niederlage hatte ihn überkommen, hatte ihn, während er im Unwissen lag, übermannt. Versagt hatte er.

„Meine schöne Vareila...“, hauchte er. Er legte seinen Kopf auf die Brust des Mädchens, dorthin, wo kein Herz mehr schlug. Sein Gesicht dicht neben ihrem auf dem Kopfkissen, atmete er ihren Atem ein, wo kein Atem mehr war. Sie war so blass. Kalt. Er hielt ihre kühlen, etwas rissigen Hände. Drehte sie um, küsste die kalten Handflächen, seine Lippen auf ihre Handlinien gepresst.

Er würde sie nicht aufwachsen sehen. Niemals Stolz empfinden, wenn sie eine Wissenschaftlerin im imperialen Militär wurde. Er würde seine Linie nicht mehr fortsetzen können. Was war er jetzt? Ein Mann ohne Zukunft.

Aber die Zukunft war doch so *nah* gewesen, in greifbarer Nähe! Wieso hatten sie sterben müssen? Diese schreiende Ungerechtigkeit drohte ihm das Herz zu sprengen. Er wünschte, es wäre so gewesen.

Doch genau in diesem Augenblick begann der Angriff.

Das Fenster in seinem Rücken explodierte in einer Eruption funkelnder Glassitscherben. Jedes Glitzern und Funkeln der Feuerfälle auf den zerschmetterten Bruchstücken ätzte ein nadelspitzenfeines Nachbild aus Schwarz in seine Augen.

Jäher Schmerz explodierte in seiner rechten Schulter. Eine Blume aus grünem Blut blühte dort auf und expandierte wie eine Galaxis im Welt-
raum.

Sein Schrei war leise, lang gezogen, verzerrt.

Er hörte das Pfeifen eines weiteren Projektils, das die Luft durchschnitt. Diesmal konnte er sich schnell genug ducken, und die gegenüberliegende Wand erschauerte unter einer Gischt aus Gips.

Valdore warf dem Zeitalter der Wärme einen letzten, sehnsüchtigen Blick zu, bevor er sich abwandte. Er entnahm aus einem zersprungenen Bilderrahmen ein Familienfoto, steckte es ein und stürmte schmerzgepeinigt mit der Tasche aus dem Zimmer. Während er die Treppe hinunterlief, quoll das Blut immer stärker durch die Wunde, tränkte die Uniform.

An der Tür angelangt, sah er durch ein schmales Fenster, wie das geparkte Shuttle in diesem Augenblick im Parkdeck in Flammen aufging. Zwei

späte Detonationen schleuderten brennende Trümmerteile durch die Luft und in die urbane Tiefe von Rateg. Ein Sprengsatz war gezündet worden. Vermutlich saß er in der Falle – einer gut vorbereiteten Falle.

Aber Valdore wollte trotzdem noch nicht aufgeben, und vielleicht nur deshalb, weil man gerade jetzt erwarten mochte, dass er nicht mehr kämpfte. Vielleicht war alles nur Trotz, ganz kern- und bedeutungslos – er stürmte Richtung Keller, wo es noch einen anderen Ausgang gab.

Fast unten angelangt, hörte er eilige Schritte im Obergeschoss. Der Scharfschütze musste soeben die Wohnung betreten haben. Er würde nicht eher ruhen, bis er Valdore genauso reglos neben Kathela und Vareila aufgebahrt hatte.

Und Vrax zufrieden war.

Die Vorstellung verzehrte ihn. Er schaffte es, die Wohnung zu verlassen, aber *was* sie da verließ, war tatsächlich nur mehr ein Schatten seiner selbst...

Tal von Chula
[Grotte]

Sie sollten besser schnell zurückkommen, Valdo-re..., dachte Nijil und trat sicherheitshalber einen umsichtigen Schritt zurück.

Vor einigen *kehreh* hatte sich der Anblick der Plattformschüssel verändert – ohne einen ersichtlichen Grund. Sie hatte ein eigentümliches, schrilles Geräusch ausgestoßen, das den Wissenschaftler zusammenzucken ließ, woraufhin die Lichtsäule immer mehr an Intensität gewann. Das war ein anschwellender Prozess, und es sah ganz danach aus, dass sein Ende noch nicht erreicht war.

Mittlerweile war Nijil dazu übergegangen, sich eine Schutzbrille aufzusetzen. Trotzdem blendete ihn das Leuchtfeuer in der Grotte so sehr, dass er den Blick abwenden musste.

Noch einmal konsultierte er seinen Scanner – und traute seinen Augen nicht.

Die Energie, die dieses Ding produzierte, hatte sich in den zurückliegenden *kehreh* um ein Vielfaches gesteigert und würde sich, wenn es so weiter ging, anschicken, die Skala zu sprengen.

Das Ausmaß ist ungeheuerlich..., ging es ihm durch den Kopf. Die einzige Energiequelle, die eine ähnliche Verdichtungswelle erzeugen konnte, war ein Warpantrieb. Jedoch einer, der dem Sternenimperium nicht einmal im Ansatz zur Verfügung gestanden hätte, wäre das von den Menschen vereitelte Warp-sieben-Projekt geglückt. Im Innern der gigantischen Apparatur musste eine Kraft am Werke sein, die weit über die Technologie hinausreichte, welche den *Rihannsu* geläufig war.

Irgendwie kam Nijil auf den flüchtigen Gedanken, eine Quantendatierung durchzuführen, und er stieß auf etwas Interessantes. Entweder spielte sein Scanner angesichts der mittlerweile mit Hochenergiestrahlen gefluteten Höhle verrückt oder der seltsame Generator, der dort vorne arbeitete, benutzte eine Energieform, die nicht mehr eindeutig dem hiesigen Raum-Zeit-Gefüge zugeordnet werden konnte. Vielmehr schien es eine temporäre, hochgebündelte Öffnung im Kontinuum darzustellen, die jenseits der bekannten physikalischen Grenzen funktionierte.

Eine Art Quantensingularität. Nijil hatte so etwas nie zuvor gesehen, aber die Werte erinnerten ihn fern an die Emissionen, die im Randbereich Schwarzer Löcher vorkamen.

Er war beeindruckt, gebannt, elektrisiert. *Es zeugt von unglaublicher Komplexität. Falls wir dieses Ding studieren – vielleicht brauchen wir hhu'fvheisn, bis wir verstehen, es für unsere Zwecke einzusetzen. Aber es wäre überaus reizvoll.*

Hoffentlich kehrte Valdore bald zurück. Sicher würde er stolz auf seine neuen Erkenntnisse sein.

Was auch immer danach folgen würde.

Nijil ahnte, es würde nachhaltige Auswirkungen auf *ch'Rihan*, vielleicht auf *alle Rihannsu* haben...

Es war mehr als ein Verfolger, deutlich mehr. Und sie hatten Valdore schließlich den Weg abgeschnitten.

Während er durch nachtleere Straßen, über Brücken und Laufstege Rategs geeilt war, peitschten Hochenergieschüsse dicht an ihm vorbei, die aus kaum ahnbaren Gebäudelücken und –schanzen drangen und gnadenlos nur ein Ziel kannten: ihn zu eliminieren.

Diesen Gefallen hatte Valdore den Scharfschützen Narvas' – eindeutig steckten sie dahinter – bislang noch nicht getan. Aber die Aussicht, zu entkommen, zog sich mehr und mehr zu.

Wie vom *Tal'Shiar* nicht anders zu erwarten, wollte er auf Nummersicher gehen und nutzte eine Doppelstrategie: Er hatte nicht nur Snipersoldaten in regelmäßigen Abständen positioniert, die Valdore im Falle eines Fluchtversuchs auflauern sollten, sondern hatte auch vorsorglich ein Netzwerk von Agenten organisiert, die ihn jagten.

Anhand ihres Vorgehens erkannte Valdore, dass sie ihm Spielräume ließen. Sie *wollten* ihn gar nicht sofort erledigen. Dafür sprach der Umstand, dass sie den Moment, als er Kathela und Vareila fand, so sorgsam vorbereitet hatten. Und dafür sprach, dass sie ihn zweifelsfrei hatten entkommen lassen.

Zu spät erinnerte sich Valdore daran, dass er bei vielen Gelegenheiten, insbesondere zu seiner Zeit als Senator, offen dafür plädiert hatte, den *Tal'Shiar* abzuschaffen und ins reguläre Militär zu integrieren. Dieses Dafürhalten war nicht nur einer Befindlichkeit entsprungen, sondern auch einer höchst intimen Feindschaft seinem Vorsitzenden Narvas gegenüber – Vrax' ergebendstem Verbündeten, zumindest bis Valdore erledigt war. Seelisch und *dann* körperlich.

Valdore wollte es sich nicht eingestehen, aber es sah danach aus, dass Narvas diesem Anliegen näher kam.

Rateg lag jetzt vollständig in seinem Rücken. Außer Atem und schweißgebadet schnellte er über die eiserne Plattform, die mitten über *Gal Gath'thong* hing. Die riesige Anlage, die hier existierte, diente als Fabrik. Zwar galten die Feuerfälle als Naturwunder auf *ch'Rihan* und standen demgemäß unter besonderem Schutz, andererseits war die beste Verteidigung für die Stadt, welche an ihrem Fuße lag, die kontinuierlichen Ströme glutflüssigen Gesteins ein Stück weit abzutragen – und nebenbei davon zu profitieren. *Gal Gath'thong* entstammten die widerstandsfähigsten Legierungen, die insbesondere für den Raumschiffbau von besonderem Wert waren.

In diesem Fall war auch Valdore dankbar, dass es die Installation gab – sonst wäre er geradewegs in eine Sackgasse gerannt, oder er wäre frei gewesen, den Freitod zu wählen, indem er sich in die brodelnde Magmatiefe stürzte.

Valdore dachte nicht daran, eine Verschnaufpause einzulegen, sondern orientierte sich im Laufen. Die bewohnten Bereiche der Niederlassung erstreckten sich zwischen Türmen, die aussahen wie Giftpilze, die am Ufer von Flüssen aus Feuer wuchsen. Das Hauptkontrollzentrum befand sich auf dem höchsten Turm. Daneben, wusste er, gab es ein kleines Landedeck. Mit etwas Glück stand

das dazugehörige Shuttle noch dort, und ihm würde sich die einmalige Gelegenheit bieten, zu verschwinden.

Jetzt gab es für ihn nur noch die Rückkehr nach Chula, alles andere war bedeutungslos geworden. Nijil wartete bestimmt schon.

Valdore ahnte, er war dabei gewesen, den letzten vor dem womöglich vorletzten Schritt zu tun. Man konnte auch sagen: Er hatte sich zu früh gefreut. Denn aus dem im Schatten verborgenen Gang, der zum Lift führte, schritt vor ihm eine Gestalt. Als sie ins Licht trat, wusste Valdore, dass es zunächst einmal kein Weiterkommen mehr gab.

Reflexionen von Lava lagen in den Augen seines Gegenübers. Der *Rihannsu* trug eine finstere Uniform samt schwarzer, lederner Handschuhe und stierte ihn an. In der Linken und in der Rechten hielt er jeweils ein *Lirash*, was verwunderlich war.

„Narvas.“, sagte Valdore, ohne sich nach weiteren Verfolgern mehr umzudrehen. Das war schlagartig nicht mehr relevant. „Ihr tückisches Spiel ist wie immer zu durchschauen. Sobald Sie die Gelegenheit bekommen, stechen Sie jemandem mit Ihrer Giftklinge in den Rücken.“

Der *Tal'Shiar*-Direktor lächelte kalt. „Aber Sie müssen zugeben, ich habe Sie beeindruckt.“

Valdore biss die Zähne aufeinander. „Was soll ich beeindruckend daran finden, eine unschuldige Frau und ein Kind um Ihr Leben zu bringen?“

Narvas machte eine pointierte Bewegung mit dem lederüberzogenen Zeigefinger. „Sie haben nicht damit *gerechnet*. Und es tut Ihnen weh. Und das will ich weiter tun: Sie verletzen.“

„Nur Ihr seelenlosen *Tal'Shiar*-Bestien seid zu so etwas Skrupellosem imstande.“, knurrte Valdore. „Egal, welche Wunden Sie mir am Ende zufügen werden – Sie werden scheitern. Und Vrax, von dem Sie sich abhängig gemacht haben, wird ebenso zugrunde gehen.“

Der Andere nickte. „Ich verstehe. Sie können es gar nicht erwarten, sich zu rächen. Wieso geben wir Ihnen nicht die Gelegenheit dazu?“ Urplötzlich ging Narvas in die Knie. Er versetzte dem zweiten *Lirash* einen kräftigen Stoß, und mit lautem Kratzen schrammte es über den Boden.

Valdore sah von seinen Füßen auf, wo es zum Erliegen gekommen war. „Wieso?“, fragte er.

Mit einem Gespür für Dramatik formulierte Narvas: „Weil wir keine Bestien sind wie die Klingonen, die ohne Sinn und Verstand abschlachten. Es wäre eine Vergeudung, Sie einfach zu erschießen, Valdore. Abgesehen davon...habe ich stets davon geträumt, selbst derjenige zu sein,

der Sie aus dem Weg räumt. *Ja*,“, melodisierte der Geheimdienstler, „ich habe meine Träume schon immer äußerst ernst genommen. Sie verraten viel über uns, wissen Sie?“ Narvas wechselte in eine Kampfhaltung.

Valdore indes hatte die traditionelle Axt aufgenommen und betrachtete sie, bevor er wieder zu seinem Kontrahenten blickte. „Wenn Sie sich mit Träumen beschäftigen, mein guter Narvas, dann wissen Sie sicherlich auch, dass Träume die dumme Angewohnheit haben können, sich *gegen* einen zu kehren.“

„Ich überzeuge Sie vom Gegenteil...“ Narvas schnellte mit gehobener Waffe heran.

Als sich die Beile kreuzten, begrüßte *Gal Gath'thong* unter ihnen sie mit Blasen aus Feuer...

— — —

Dartha, Regierungsviertel

Das Gesicht war das eines Monsters, grauenvoll versengt. Der Anblick tat körperlich weh.

Und dann umfasste das dunkle, entstellte Phantom seine Kehle und begann ihn zu würgen.

Er bekam keine Luft mehr...

*Es schmerzte, doch er wehrte sich nicht,
sondern fügte sich. Wieso fügte er sich?
Er wusste, dass es sein Schicksal war...*

Schweißgebadet schreckte Vrax aus dem Schlaf hoch. Er war in seinem Gemach. Draußen lag tiefe Nacht über *Dartha*.

„*Aehallh*... Nur ein Traum.“, sagte er zu sich.
„Nur ein Traum.“

Er brauchte jetzt etwas zu trinken.

— — —

Rateg

Klinge an Klinge waren sie einander ebenbürtig, wie Spiegelbilder. Nach so vielen Konfrontationen während der Ausbildung im Militär und bei späteren Wettkämpfen mit dem *Lirash* kannten Valdore und Narvas sich besser als Brüder, doch in ihren Herzen hatte immer gegenseitige Verachtung gelodert.

Zu spät fragte sich Valdore, ob es daran liegen mochte, dass sie einander in so vielerlei Hinsicht ähnlich gewesen waren. Jetzt nicht *mehr*. Mit dem Mord an seiner Familie hatte Narvas bewiesen,

dass er einen anderen, ehrlosen Pfad gewählt hatte, und dafür würde er bitter bezahlen.

Indes kämpften sie gegeneinander wie zwei Hälften desselben Kriegers. Jeder ahnte die Bewegungen und Züge des jeweils anderen voraus; die Reaktionen kamen blitzschnell.

Als es zu einer kurzen Pause kam, brachte Narvas etwas Abstand zwischen sie beide. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. „Das hätte ich nicht erwartet: Sie *zögern*.“, sagte er überheblich. „Das Mitleid wird Ihre Schwäche sein.“

Valdore schüttelte den Kopf. „Ich habe Coridan ausradiert – ich werde auch *Sie* aus der Geschichte tilgen. Unterschätzen Sie mich ruhig. Es wird *Ihr* Untergang sein.“ Gleichsam wusste er, dass die Scharfschützen und übrigen Agenten, die ihn verfolgt hatten, näher gerückt waren. Es mochte also gut sein, dass er den Tod fand, *obwohl* es ihm gelang, Narvas in diesem Duell zu besiegen.

Aber Narvas *war* nicht sein Ziel. Valdore hatte seine Aufgabe noch nicht erfüllt.

Der *Tal'Shiar*-Direktor versuchte einen neuen Angriff, schrie dabei auf. Valdore parierte gerade noch rechtzeitig. Metall schlug hart auf Metall, Funken stoben. Diesmal überbeanspruchte Narvas Valdores Reserven.

Letzterer glaubte, seine Arme drohten in einem Griff zu brechen, der die *Lirash* immer weiter nach unten zwang, und schließlich ließ er los.

Valdore ließ alles los. Seine Hoffnungen. Seine Ängste. Die Pflicht, seine Familie zu rächen. Die Pflicht zu *D'Era* zurückzukehren, es freizusetzen.

Narvas reagierte verwirrt; er passte sich einige Momente zu spät an das Risiko an, welches Valdore eingegangen war. Dem Admiral blieb genügend Zeit, unter seiner ausholenden Axt hindurchzuweichen und den eigenen *Lirash* wieder aufzuheben. Rechtzeitig wirbelte er herum und wehrte erneut einen gefährlichen Überhandhieb ab.

Blitzschnell nutzte Valdore Verdruss und Verunsicherung, die jetzt in seinem Gegner aufstiegen, um nach einem Wandschalter zu schlagen, der eine Brücke über den Lavaabgrund hinweg ausfuhr.

Als er rückwärts ging, immer auf Narvas bedacht, verätzte ihm der Gestank nach Rauch und fallender Asche die Schleimhäute. Die Hitze *Gal Gath'thongs* zehrte an ihm.

Der Andere folgte ihm und griff kontinuierlich an. Valdore wich ständig zurück und sprang auf einen schmalen Balkon, hoch über dem schwarzen Ufer eines Sees aus Feuer.

Narvas zwang ihn zurück und schlug mit einer Kraft zu, die aus dem Magma zu kommen schien. Er wirbelte herum und zerstörte eine nahe gelegene Konsole, als Valdore wieder auswich.

Valdore wich zum Ende des Balkons zurück – hinter ihm befand sich nur eine Energieleitung, nicht dicker als zwei Arme, die zum zentralen Verarbeitungsbereich der Fabrik führte, über einen Fluss aus weiß glühender Lava. Er trat ohne weiter zu zögern auf die Leitung und wahrte das Gleichgewicht, während Narvas den Wahnwitz bewies, ihm zu folgen und dabei nach ihm schlug.

Auf dem Drahtseil der Energieleitung gerieten die *Lirash* noch schneller als vorher aneinander. Regelrechte Lavabomben entstanden unter ihnen; auch Fontänen. Es war, als fiebere die Essenz *ch'Rihans* mit bei diesem Kampf auf Leben und Tod.

Mit einem Salto sprang Valdore von der Energieleitung zu einem Verbindungsnexus der zentralen Verarbeitungsanlage. Als Narvas folgte, sprang er erneut. Auf verschiedenen Ebenen wurde die Auseinandersetzung fortgeführt, Treppen hinauf und über Plattformen. Dabei merkten beide Männer nicht, wie sie immer weiter abwärts gewandert waren, in die Ausläufer der Magmakaskaden.

Ein Donnern, noch lauter als das Grollen von vorhin, kam vom Feuerstrom weiter vorn. Es ereigneten sich neuerliche Eruptionen.

Valdore ahnte seinen bevorstehenden Sieg, nachdem er Narvas in die Enge getrieben hatte. „*Vorta Vor* wird Dir versperrt bleiben.“, sagte er.

„*Vorta Vor* vielleicht schon.“, erwiderte sein Gegner. „Wer will ewig leben? Aber neuer Flottenbefehlshaber zu sein, würde mich reizen. Und wer weiß? – Eines Tages vielleicht Prätor?“

Blind vor Zorn gedachte Valdore, es zu beenden. Seine Attacke war denkbar plump.

Der erste große Fehler wurde sein letzter.

Narvas wirbelte herum, und es gelang ihm, sein *Lirash* tief in Valdores Oberschenkel zu schlagen. Der Schmerz war so unerträglich, dass ihm das Gleichgewicht abhanden kam.

Valdore stürzte zehn Meter in die Tiefe.

Stärker noch als der Schmerz und die nahende Gewissheit brannte in ihm die Niederlage...

— — —

Zufrieden beobachtete Narvas, wie Valdore auf den schwarzen Sand am Lavaufer gefallen war. Jetzt versuchte er, sich irgendwo festzuhalten, doch er rutschte, unerbittlich. Blutüberströmt wie

er war, rollte er weiter nach unten, verglühend in einer scharlachroten Flamme. Die Uniform fing Feuer.

Durch das Becken *Gal Gath'thongs* echote Valdores Schmerzensschrei, während die Glut ihn umzüngelte und schließlich sein Haar ansteckte...

Narvas wandte sich ab. Er nahm den Lift zurück zum Fabrikeingang.

Dort erwarteten ihn bereits seine Untergebenen. Sie hatten verfolgt, was geschehen war.

Mit zufriedenem Lächeln näherte er sich ihnen, das Blut an seinem *Lirash* betrachtend. „Teilen Sie unserem hoch geschätzten Prätor mit, dass wir sein Problem gelöst haben.“



KAPITEL 16

[Feuerhölle]

So fühlt es sich an, Valdore i'Kaleh tr'Irrhaimehn zu sein, für immer:

Das letzte Licht in Deinem Universum bringt Schmerz. Es ist auch das erste Licht, das Licht der Ewigkeit.

Das Licht brennt. Es wird immer brennen. Ein Teil von Dir wird immer auf schwarzem Sand liegen, neben einem See aus Feuer, der einmal Deine Heimat war, während Flammen an Deinem Fleisch nagen.

Du hörst Dich atmen. Es ist ein schwerer, zischender Atem, und er kratzt an bereits wunden Nerven.

Der klägliche, verzehrte Rest dessen, was Du geworden bist, rutscht unablässig. Du kennst Deine Frist und fragst Dich, was Deine letzten Gedanken sein sollen.

Währenddessen spürst Du, wie Deine Lungen vor Asche und Schlacke implodieren.

Und dann, zum letzten Mal, öffnest Du Deine von Feuer umrahmten Augen.

Du siehst nicht mehr so wie früher. Dein Sehen beschränkt sich nur noch auf die Brechpunkte von Schatten und Licht; die Welt um Dich herum, der See aus Feuer, in dem Du gleich versinken wirst, ist ein scheußliches Scheinbild geworden.

Oder vielleicht ist das Scheinbild perfekt, und die Welt ist abscheulich?

Plötzlich siehst Du eine Gestalt, die vor Dir kniet. Gerade eben war sie noch nicht da.

Du rutschst weiter und streckst die Hand nach ihr aus...

Das Licht in dem Kessel, der Dein Verderben sein soll, ist so grell, und doch kannst Du nur einen Schatten, eine schwarz gesogene Silhouette erkennen, mehr nicht.

Du kannst nicht mehr sprechen, rutschst weiter, stöhnst Deinen Hilfeschrei...

Der Schatten, der dort vorne kniet, regt sich nicht. Aber Du hörst sein Flüstern in Deinem Kopf:

Es ist nicht mehr weit. Schmerz spielt keine Rolle mehr. Es ist nicht mehr weit.

Deine verbrannten Finger krallen sich im schwarzen Sand fest; für den Moment hast Du Halt, obwohl Du an Deinem ganzen versengten Leib zitterst...

Ja. Gut so. Du weißt, wer ich bin. Ich habe Dich hergeführt. Dein langer Weg des Fragens und Suchens ist kurz vor seinem Ende. Dein Schmerz ist eine letzte große Herausforderung. Willst Du Dich ihm ergeben? Willst Du, dass er zu Deinem Schicksal wird? Deine Visionen... Ich habe Dich gerufen, weil nur Du imstande bist, mich aus meinem Gefängnis zu befreien. Und Dein Volk in eine neue Zukunft zu führen. Eine Zukunft von *Bedeutung*. Von *Gewissenhaftigkeit*. Ja, ich spüre Deine Leidenschaft. Deinen Zorn. Deine Willenskraft. Sie machen Dich stärker. Wir sind uns ähnlich, Du und ich. Ich kenne Deinen inneren Drang. Du bist auf der Suche nach einem Leben, das größer ist als das jedes anderen *Rihannsu*. Und ich will Dir dabei helfen, es zu finden. Ein für allemal.

Du verharrst. Deine Brust bebt.

Über dem Schatten schwebt eine Flammengestalt, wie ein dunkler Engel. Es ist jene Gestalt aus Deinen Träumen. Aus Karateks Hinterlassenschaft. Es ist der mythische Adler, auf den Du Dein ganzes Leben lang gewartet hast. Mit letzter Kraft, ganz stimmlos, keuchst Du: D'Era?...

Der Schatten treibt Dich an. Erhebe Dich, Valdore i'Kaleh tr'Irrhaimeln, und schreite nachhause. Es ist nicht mehr weit. Gemeinsam wird uns nichts aufhalten können. Ch'Rihan wird wieder erstrahlen. Und Du an seiner Spitze.

Der Schatten verblasst ganz plötzlich, wird zu einer Dunstwolke im nimmer enden wollenden Ascheregen von Gal Gath'thong.

Und Dein Körper, der eigentlich schon so versengt ist, dass er dem Tod anheim fallen müsste, krallt sich den schwarzen Sand hinauf. Du spürst das Feuer, das in Dir lodert wie ein Reaktor, den unnachgiebigen Schwur, die Rihannsu heimkehren zu lassen.

Alles andere ist nicht mehr wichtig.

Du weißt jetzt, was es zu tun gilt.

Jeder Schritt, den Du näher kommst zu Deinem Ziel, brennt wie die Hölle.

Du denkst nur noch an den schwarzen Engel...



KAPITEL 17

Kaledra-Wald, Thiras' Anwesen

Thiras weinte erbittert. Die Tränen klatschten reichhaltig gegen das Kissen ihres Bettes, tränkten den Bezug.

Sie konnte nicht anders. Nicht *mehr*. Zu viel Unbehagen, Unverständnis, *Ungerechtigkeit* hatte sich in ihr angestaut, und alles hatte seinen Dammbbruch erlitten, als Iteni sie ob ihrer forschenden, zuweilen aggressiven Fragen gefeigt und anschließend zurückgelassen hatte. Einfach so.

Da saß sie nun, immer noch unwissend, was eigentlich sie falsch gemacht hatte, wenn sie nur auf

das hörte, was ihr ihr eigenes Gefühl mitteilte. Hatte sie etwa darum *gebeten*, eines willkürlichen Morgens in diesem Bett aufzuwachen und in eine Welt gestürzt zu werden, die sie weder verstand noch gutheißen konnte? Konnte sie etwas *dafür*?

Die Antwort lautete ‚Nein‘, und diese Erkenntnis machte es umso bitterer für Thiras, von Iteni derart abgeurteilt zu werden. Wenn alles stimmte, was er ihr anvertraut hatte, dann war *er* dafür verantwortlich, dass sie hier auf *ch'Rihan* hatte geweckt werden können. Diese fremden Wesen, von der er ihr erzählt hatte; die Wesen, die ihr angeblich das Erinnerungsvermögen geraubt hatten... Warum hatte Iteni sie vor ihnen bewahrt? Warum hatte er sie nicht *sterben* lassen? Ganz offenbar gehörte sie nicht in dieses Sternenimperium, so sehr es auch Faszination ausüben mochte.

Sie fühlte sich immer weniger wohl in dieser Umgebung. Nur wo sollte sie denn hingehen? Mittlerweile verspürte sie Furcht bei dem Gedanken, etwas Radikales zu unternehmen, beispielsweise einfach Reißaus zu nehmen? Wer konnte ihr schon garantieren, dass die nächste Welt, in die sie hineinstolperte, besser war als diese hier?

Thiras sah keinen Sinn mehr in den Dingen. Es schien zu Ende zu gehen.

„Darf ich hereinkommen?“

Etwas verschreckt sah sie auf.

Kveton lugte durch den Spalt der angelehnten Tür.

Eilig wischte sie sich die frischen Tränen aus dem Gesicht. „Eigentlich möchte ich jetzt gerne alleine sein.“, sagte sie.

Er kam trotzdem herein, die Brauen besorgt zusammengezogen. „Warum weinst Du?“

„Ich möchte nicht mehr am Leben sein.“

„Du hast Dich mit Iteni gestritten, nicht wahr?“, mutmaßte Kveton.

„Das spielt keine Rolle mehr. Ich will nicht mehr leben.“

Kveton nahm neben ihr auf dem Bett Platz. Der Blick in seinen großen, offenen Augen wurde beschwörend. „Dann lass mich Dir helfen.“ Er himmelte sie an. „Viel zu lange musste ich mich Dir entziehen.“

„Kveton, bitte lassen Sie –...“

Bevor sie widersprechen konnte, zog Kveton sie an sich und spürte das Zittern ihres Körpers, als er seine Lippen auf ihren Mund presste. Der Kuss schien eine Ewigkeit zu dauern, als er ihren Körper langsam zurückbog.

Der Widerstand bröckelte in ihr.

Als er sich von ihr löste, brauchte Thiras einen Augenblick, um zu Atem zu kommen. Sie ver-

suchte ihre Fassung wieder zu finden, wurde sich aber dessen gewahr, dass sie vor dem Kuss weit weniger innere Ruhe besessen hatte.

Was hatte sie am Ende dieses Tages schon noch zu verlieren? „Willst Du mich?“, fragte sie.

In seinen Augen loderte die Leidenschaft. „Mehr als alles andere in der Welt.“

Sie stand auf, wandte sich zu ihm –

Und ließ ihr Nachthemd fallen...

Dartha, Regierungsviertel

Nachdem er die ausgetrockneten Lippen mit einem hastigen Schluck Ale befeuchtet hatte, watete Vrax in die Hygienezelle seines Gemachs. Dort beugte er sich übers Waschbecken. Kaltes Wasser strömte ihm in die gewölbten Hände, und er tauchte sein Gesicht hinein, um die verbliebenen Spuren blanker Panik fortzuwaschen.

Immer wieder bespritzte er Stirn und Wangen, bis wieder Ruhe und regelmäßiger Atem eingekehrt waren und er es wagte, sich im Spiegel zu betrachten.

Nur ein Traum...

Er würde zu einer Schlaftablette greifen, so wie des Öfteren, und das Problem war beseitigt.

Der Preis der Macht...

Er wollte sich angenehmeren Gedanken zuwenden. Bevor er eingeschlafen war, glaubte er sich zu entsinnen, hatte er darüber nachgedacht, dass er nach dem baldigen Fall der Koalition der Planeten Vulkan kolonisieren und heim ins Sternenimperium holen würde. Ein lohnenswerter Gedanke. Er würde die ewige Spaltung des eigenen Volkes beenden und dafür viel Tribut einholen.

„Vielleicht schon morgen.“, sagte er seinem Spiegelbild, lächelte und war bereit, wieder zu Bett zu gehen.

In einem kaum greifbaren Moment erblickte er eine Gestalt hinter sich. Eine Silhouette schob sich in seinem Rücken zur Seite. Aus einem undefinierbaren Schatten ergab sich eine zerfetzte, teils verkohlte Uniform des Militärs, Fleischwunden...und schließlich ein monströses Gesicht. Ohne Haare, ohne Haut, teils niedergebrannt bis auf die Kieferknochen. Plötzlich glaubte er, rohes Fleisch zu riechen...

...und dann hielt die Kreatur einen Dolch mit gezackter Klinge in der Hand, hob ihn ausholend.

Vrax schoss herum und schrie dabei: „*Neeiin!!*“

Als er sich umgedreht hatte, zitternd und keuchend, die Hände gegen das Waschbecken gedrückt, war niemand mehr zu sehen.

Nur der Schatten in seinem eigenen Herzen.

Tal von Chula
[Grotte]

Nijil war zutiefst erleichtert, als er den Schattenwurf einer Person am äußeren Rand des Höhlengewölbes erkannte.

„Ich hatte schon befürchtet, Sie haben Schwierigkeiten bekommen.“, sagte er und hielt seinen Scanner hoch. „In der Zwischenzeit bin ich hier auf sehr merkwürdige Emissionen gestoßen. Ist es Ihnen gelungen, die Transpondereinheit zu beschaffen?“

Valdore trat ins Licht, das von dem fremdartigen Komplex ausgestrahlt wurde –

Und Nijil verlor beinahe den Halt. „Bei den Elementen!“

Auf ihn kam ein Monster zu, humpelnd. Verbrannte Haut hatte die Farbe von Schiefer angenommen, hing in Fetzen von Körper und Gliedmaßen. Das breiige Fleisch darunter war so sehr

angeschwollen, dass es den Eindruck erweckte, jederzeit platzen zu können. Flüssigkeit hatte sich darin angesammelt. Dort, wo sich einst das Gesicht befunden haben mochte, zeigte sich eine Fratze aus schwammigem Gewebe. Nur die Augen waren noch klar zu erkennen.

Aber in ihnen funkelte der Hass.

Und Nijil vernahm ganz ohne Zweifel Valdore's Blick. Er war es. Er war es wirklich.

„Admiral! Was ist geschehen?! Sie... Sie brauchen Hilfe!“

Eine zerrissene Stimme, die von zerstörten Stimmbändern kündete, raunte: „Sparen Sie sich Ihre Kräfte, Nijil. Alles entwickelt sich so, wie es muss.“

Ohne etwas Weiteres zu verlieren, passierte der entstellte Valdore den Wissenschaftler. Nijil verfolgte, wie er die Plattform betrat und auf die Lichtsäule zuhielt. Näher, immer näher...

„Nein!“, rief er. „Bitte warten Sie, Admiral!“

Valdore hörte nicht auf ihn. Er berührte die Schüssel, aus der die Lichtsäule spross, und all das Leuchten ging auf ihn über, hüllte ihn ein, verschlang ihn. Die Umgebung versank in schmerzendem Weiß.

Kurz darauf platzte die fremde Anlage in einem grellen Blitz auseinander...

Kaledra-Wald, Thiras' Anwesen

Es war der Augenblick, in dem Thiras ihren Höhepunkt erreichte – und laut stöhnte.

Es wurde ruhig.

Sie sah hinab zu Kveton und lächelte.

Er lächelte ebenfalls, denn er wusste ihren Gesichtsausdruck zu deuten.

Die verlorenen Erinnerungen waren schlagartig zurückgekehrt.

Und all die Zweifel, all die Unsicherheiten waren verflogen.

Sie wusste wieder, wer sie war.

Iteni hatte in allem Recht gehabt: Eine Dienerin des Sternenimperiums.



KAPITEL 18

[allwissender Erzähler]

Dämmerung

Aus einem anderen Zusammenhang entliehen, gibt es bei den Menschen einen interessanten Ausspruch: Besondere Fähigkeiten erzeugen besonderen Ehrgeiz.

Freilich erklärt diese Redewendung nicht das, was auf *ch'Rihan* des großen Morgen- und Abendsterns, etwa fünfundvierzig Jahre nach Ankunft der Diaspora Fuß fasste. Aber es ist ein erster Ansatz, das zu verstehen, was an charakterlichem Wandel in Karatek sich Stück für Stück

vollzog und unweigerlich auch das Dasein seiner Anhänger mitbestimmte.

Wo liegt die Grenze, ab der Macht korrumpiert, wo aus Wohlgefallen Sucht wird? Ein Philosoph sagte einst, wenn das Kleine nicht mehr genügt, wenn es keine Freude mehr bringt, und damit eng verknüpft ist der Prozess des Gewöhnens. Es ist eine Binsenweisheit, dass die Selbstverständlichkeit der größte Feind des Gleichgewichts ist.

Und so wie ein Herbstanfang mit dem ersten gelben Blatt den Sommer leise verrät, genügte es Karatek eines Tages nicht mehr, der bloße Hüter seiner Schar zu sein. Aus durchaus verständlichem Grund: *Er* hatte die große Idee gehabt; die Idee dieser neuen Gesellschaft, welche nun dabei war, sich zu verwirklichen. Was aber war eine Vision wert, wenn sie eines Tages sich selber überflüssig machte, weil alles erreicht war? Was war ein Ziel ohne den Weg? Und was schließlich war Karatek, wenn er die Zeichen der Zeit nicht mehr schuf, sondern hinter ihnen zurücktrat, um eines Tages bloß noch zu verschwinden?

An dieser Stelle mag man vielleicht anmerken, der Verfall wohne jedem Sein inne, wie hartnäckig, wie visionär und unerbittlich es auch in der Blüte seiner Existenz gewesen sein mag, irgendwann werde jede Größe im Universum unwider-

zufrieden, und es sollte doch der Lohn sein, in der Erinnerung der Leute zu bleiben.

Tatsächlich war Karatek aber nie dazu bereit gewesen, geschweige denn hatte er sich mit dem Gedanken auseinandergesetzt. Der Schatten, der einst Einzug in seine Brust hielt, hatte nicht nur auf eigentümliche Weise sein eigenes Leben verlängert, er hatte auch jede Nacht an seinem Bett gewacht und ihm Dinge ins Ohr geflüstert. Er war geduldig, der Schatten, und so erreichte er nach und nach sein Ziel, Karateks Ehrgeiz sprießen zu lassen – und damit auch dessen Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Situation.

Der Schatten bescherte Karatek Träume von seinem gewiss schon verstorbenen Vater S'task auf Vulkan. In diesen nächtlichen Visionen trat S'task als Richter auf und verurteilte von seiner hohen Bank aus Karatek wegen Versagen. Immer, wenn er erwachte, saß der Schock in seinen Knochen und in seinem Herzen. Er wusste noch nicht, was das alles zu bedeuten hatte, welch gefährliches Spiel der Schatten mit ihm trieb – und in welche Bahnen sein Streben gelenkt werden sollte. In den letzten Monaten und Jahren hatte Karatek gelegentlich ganz vergessen, dass diese Natur in seinem Herzen überhaupt existierte, und diese Schwäche – das Vergessen – nutzte der Schatten

aus, als hätte er nur darauf gewartet. Er hatte schon früh seinen Zug gemacht.

Die Tage vergingen. Und je mehr Karatek verfolgte, wie er selber zu etwas Entbehrlichen wurde, etwas, auf das seine verselbstständigten Jünger verzichten konnten, weil sie dabei waren, aus den Aufbruchssporen hinauszutreten, machte sich Verdruss in ihm breit. *Ihm* hatten sie das Paradies auf *ch'Rihan* doch zu verdanken; er war mehr als ein Anwalt dieser Sache gewesen – und so wurde es ihm gedankt? Mit einem Tempel, einer Statue, aber keinerlei geistigen Gegenwart mehr? Nein, es war zu früh, dass man ihn entließ aus seiner Rolle, viel zu früh, und das bedeutungsschwangere Ende würde er selbst bestimmen, denn es stand ihm zu.

Fortan begann Karatek, sich immer öfter in die Geschehnisse der politischen Klasse einzumischen. Weil sein Vorgehen wie blanker Trotz wirkte, zog er sich mit eigenwilligen, schroff formulierten Positionen rasch die Ablehnung der Räte zu. Es war nur eine Frage von Monaten und Wochen, bis er sich mit seinen gefühlsmotivierten und rigorosen Einmischungen in einen andauernden Streit mit den gewählten Volksvertretern verwickelte, der sein Ansehen in der Bevölkerung nachhaltig beschädigte. Es schien, als war nun eben jener innere Drang, der ihn die neue Heimstätte hatte

finden lassen, geradewegs dabei, ihn zu diskreditieren. Seine Energie, Ungeduld und sein Ehrgeiz trieben ihn in die Isolation. Trotz seiner geballten, übernatürlichen Kräfte sahen die Leute in ihm eine Person, die sich nicht zufrieden geben konnte, die nicht wusste, wann man aufhören sollte. Man betete ihn nicht mehr an.

Karatek schäumte innerlich über vor Zorn und dem Gefühl, unverstanden zu sein. Er wusste nicht, welcher Prozess in seinem Herzen sich unwiderruflich vollzog. Also nahm er vorerst hin, hielt still, auf eine Gelegenheit wartend, über die er wieder in die Mitte der *Rihannsu* zurückkehren konnte.

Zuletzt bekam er sie. Im fünfundvierzigsten Jahr nach der Niederlassung ereignete sich eine schreckliche Hungersnot auf dem Südkontinent von *ch'Havran*: Binnen weniger Wochen starben dort Tausende Kolonisten. Zu spät war erkannt worden, dass die Geschwindigkeit, mit der die Siedler auf der Schwesterwelt sich vermehrten, nicht konform ging mit der dürftigen Versorgungssituation auf *ch'Havran*.

Diese Situation drohte augenblicklich die neue Gesellschaft aus der Balance zu bringen. Denn auf *ch'Havran* hatten die einfachen Häuser den Abbau von lebenswichtigen Ressourcen durchgeführt, die

auch und vor allem ihren Brüdern und Schwestern auf *ch'Rihan* zugute kamen. Jetzt hingegen brach sich Unmut unter den Arbeitern auf der kleineren Welt Bahn. Sie realisierten, dass die Hungersnot tiefgreifende Ursachen hatte und jederzeit wieder entstehen konnte, zumal die Lebensbedingungen auf *ch'Havran* nicht im Ansatz so üppig waren wie jene auf *ch'Rihan*.

Ehe man sich versah, entstanden starke Bewegungen – Bewegungen politischer Natur –, die für eine Umsiedlung auf den größeren, fruchtbareren Planeten kämpften. Die Meisten waren durchaus bereit, ihre Arbeit in den Minen und Erzadern fortzusetzen, forderten aber ein ausgefeiltes Transit- und Versorgungssystem, sodass beide Welten wirklich voneinander profitieren konnten und die bisherige Einseitigkeit des ökonomischen Prozesses aufgehoben wurde. In dieser Zeit gelangten keinerlei bearbeitete Bodenschätze mehr aus den Orbitalfabriken und –raffinerien *ch'Havrans* nach *ch'Rihan*.

Der politische Rat auf der Hauptwelt sah sich, keine fünf Dekaden nach der Ankunft, nicht nur mit einer ersten allgemeinen Wirtschaftskrise konfrontiert, sondern mit einer ausgewachsenen Revolution. Sie drohte, das Geschaffene Chaos und Umsturz auszusetzen. In der Bevölkerung

ch'Rihans trafen die Forderungen der Arbeiter von der Schwesterwelt auf höchst wenig Gegenliebe. Verstärkt wurden Ressentiments und Befindlichkeiten dadurch, dass sich in den zurückliegenden Jahrzehnten die nun getrennt siedelnden Reisenden unübersehbar auseinandergelebt hatten: Kommunikees waren seltener geworden, letzte Kontakte unter den Clans schließlich verebbt, obwohl es über kleinere Raumschiffe mittlerweile durchaus die Möglichkeit gegeben hätte, einen regelmäßigen Austausch zu organisieren.

Doch welche Motivation hätte ein Bürger *ch'Rihans* haben sollen, nach *ch'Havran* zu fliegen? Die Bewohner der Primärwelt nahmen die Arbeiterclans nur noch als Lieferanten wahr, ohne jedes Gespür für deren Bedürfnisse. Immer mehr waren die *Rihannsu* auf *ch'Rihan* dazu übergegangen, die kleinere Schwesterwelt auszusparen und nur noch für sich zu leben. Während sich auf der größeren Welt eine ausdifferenzierte Gesellschaft mit zusehends komplexerer Arbeitsteilung und Dienstleistung herausgebildet hatte, waren die Arbeiter *ch'Havrans* von jeglicher politischer Partizipation ausgeschlossen, die so wichtige Projekte wie das Sozialsystem oder den Raumschiffbau betraf. Sie verharrten in ihren klassischen Clanstrukturen, und das mehrte die Wahrnehmung ihrer

prosperierenden Verwandten von einer zurückgebliebenen Gruppe. Schwerlich lässt sich das Wann und Wie beurteilen, aber unter der Hand war ein Zweiklassensystem entstanden, und jetzt rächte diese Entwicklung sich.

Als es einen allgemeinen Entscheid auf *ch'Havran* gab, das Stillhalten der Hauptwelt nicht länger hinzunehmen und dass fast alle dortigen Siedler in Kürze die Welt der Rohstoffe verlassen würden, um nach *ch'Rihan* zu gehen, brach Panik unter den dortigen Volksvertretern aus. Ohne die Versorgungszüge der Arbeiterclans saß man geradewegs auf dem Trockenen, denn *ch'Rihan* war naturgemäß ressourcenarm. Zudem sah man sich mit einem schier nicht verkraftbaren Ansturm von Aussiedlern konfrontiert, die vorhatten, sich in den entstandenen Städten – Horte der Sauberkeit und Ordnung – niederzulassen.

Nachdem per einstweiliger Verfügung der politische Rat fürs Erste sämtliche der geringen Verkehrsverbindungen zwischen beiden Welten unterbrochen hatte, kam es zu einem blutigen Übergriff auf *ch'Havran*. Er gipfelte darin, dass Horden wild gewordener Arbeiter einen örtlichen Schiffsstützpunkt von *ch'Rihan*-Militärs überrannten, um in den Besitz einer Reihe von Shuttles zu kommen.

In dieser ausweglosen Situation wandte sich der Rat verzweifelt an Karatek. Letzterer wusste, dass seine Zeit gekommen war. Er betonte, vor einer derartigen Entwicklung, wie sie sich jetzt vollzog, habe er stets gewarnt. Es sei dieselbe krankhafte Entwicklung, die auch die vulkanische Gesellschaft zum Erodieren gebracht und die Diaspora notwendig gemacht habe. *Ch'Rihan*, sagte er, stehe vor seinem ersten großen, reinigenden Konflikt.

Das entsprach zwar Karateks Vision von einem puritanischen Volk mit feurigem Herzen. Was sich indes veränderte, war seine Bereitschaft, einen nicht unerheblichen Teil dieses Volkes ohne Gnade einem anderen Schicksal zu überlassen. Er merkte nicht, wie der Schatten sich an den negativen Gefühlen labte, wie er ihm Gift ins Herz trüffelte und in Karateks Brust immer stärker wurde.

Es gab noch keine ausgebaute Flotte, keine orbitalen Schutzsysteme gegen den alsbald erfolgenden Sturm auf *ch'Rihan*, und die *Vali Col* war nach jahrzehntelangem Orbitalflug nur noch eine Art Symbol ohne nennenswertes Verteidigungspotenzial. Der Rat war nun wieder in höchstem Maße auf Karateks Fähigkeiten angewiesen. Da Karatek aber nicht länger Teil von ihm war, weil man ihn vorher ausgeschlossen hatte, begann er eine

rücksichtslose Erpressung, die ihn binnen weniger Wochen an die Spitze der in Wallung geratenen Zentralinstitution katapultierte. Als sie Karatek zum obersten Protektor ernannten, wussten sie nicht, dass er in Begriff war, einen offenen Kampf gegen die Aufmüpfigen auf *ch'Havran* zu beginnen. Es ist dieser Hilflosigkeit zuzuschreiben, mit der sie sich das Heft des Handels aus der Hand schlugen und von Ereignissen bestimmen ließen, die nie ihren Vorstellungen entsprochen hatten.

Mit seinen überlegenen Psi-Kräften holte Karatek aus und verwandelte den Orbit *ch'Rihans* in ein Meer aus Feuer. Nach und nach zerstörte er sämtliche Raumschiffe, die sich der Oberfläche *ch'Rihans* näherten, mächtiger denn je zuvor. Er erhielt zwar vereinzelt Protest, argumentierte aber immer mit der krassen Alternative: diese Gesellschaft, kaum war sie geschaffen, wieder zu verlieren. Er hatte Erfolg damit.

Tatsächlich hatte er weit reichende Pläne im Hinterkopf, von denen niemand etwas wusste, und so beließ er es nicht bei diesem ersten Schritt. Um die Unvernünftigen zur Raison und wieder zum Arbeiten zu bewegen, organisierte Karatek in großem Stil eine nie da gewesene Armee, die per Direktanweisung nach *ch'Havran* entsandt wurde und dort für Ordnung sorgen sollte. Sie rekrutierte

sich aus den körperlich leistungsfähigsten jungen Männern und Frauen jedes Jahrgangs und machte eine Gesetzesänderung zum konsequenten Wehrdienst zwingend. Gegen diese mächtigen, akribischen und sehr brutalen Aufseher *konnte* kein Aufstand mehr gelingen, und der Rest der Geschichte ist bloßer Ausfluss.

Fünfundvierzig Jahre nach dem Ende der Diaspora teilten sich die Siedler in der Petrischale dessen, was später als Romii-System bekannt würde, erneut. Von nun an gab es Herrscher und Beherrschte, Herren und Sklaven.

Etliche Dekaden später, würde ein gewaltiger Komet auf *ch'Havrans* Oberfläche niedergehen. Die Wucht des Aufpralls würde dazu führen, dass der Planet aus dem ohnehin schwachen Orbit *ch'Rihans* herausbrach – mit dramatischen Folgen für die Umlaufbahn und die Rotation.

Aufgrund der abrupten Schwerkraftveränderung, die die Kollision des Himmelskörpers bewirkte, würde eine feste Tagseite mit gnadenlosen Temperaturen und eine Nachtseite voller Kälte und ohne Licht entstehen. Nahezu alles Leben würde schlagartig aussterben, und den Arbeitern blieben nur noch die unterirdischen Stollen auf der sonnenabgewandten Seite.

Ihr Leben würde sich für immer wandeln – Finsternis würde sie verschlingen. *Ch'Havran*, der Schwarze Felsen, würde Wirklichkeit. Die neue Ökologie prägte den Arbeitern ihren Stempel auf – schon bald begannen sie sich physisch zu verändern. Doch Sklaven würden sie bleiben – auf Jahrtausende.

Karatek machte weiter. Nachdem er die Schwesterwelt mit harter Hand unterworfen hatte, sprach er viele Ultimaten aus und schürte das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Gesellschaft, die jederzeit bereit war, gegen die innere Fäulnis vorzugehen – schonungslos. Mit Schreckensparolen von auswärtigen Invasoren, die eines Tages kommen und alles zerstören würden, machte er die Bevölkerung *ch'Rihans* glauben, dass noch viele harte Einschnitte notwendig seien, um ihre neue Nation nachhaltig zu schützen.

Deshalb endete Karateks eigentlich nur temporär erhobene Führerschaft im politischen Rat nicht etwa, als *ch'Havran* unter Kontrolle gebracht worden war. Er gab weiter Parolen aus, welche auf die umfassende Militarisierung der *Rihannsu*-Zivilisation abzielten. Als die Doppelwelt zum ersten Mal in ihrer Geschichte von mehreren Piratenvölkern überfallen wurde, erwachte

bei den Leuten ein für allemal ein tiefgreifendes Verständnis für Karateks Position, und man fügte sich in eine neue Phase, in der es kein ausgelassenes Leben und keine Gleichberechtigung mehr gab, sondern nur mehr Hierarchien.

Karatek setzte die Volksvertreter so weit unter Druck, bis sie selbst eine Resolution verabschiedeten, die den Rat obsolet machte und Karatek zum Alleinherrscher erklärte, namentlich zum Ersten Prätor. Und auch im weiteren Verlauf errang er ebenso erstaunliche wie unerklärliche Macht.

Es zeichnete sich in Kürze ab, dass Karatek in eine Haltung verfiel, wo er seinesgleichen zusehends misstraute, die gesellschaftliche Ordnung aus seiner großen Vision zu untergraben. Öffentliche Artikulation wurde eingeschränkt, politisches Wirken gänzlich verboten, bestimmte meinungspotente Minderheiten wurden ins Gefängnis geworfen oder hinterrücks aus dem Weg geräumt – mithilfe eines überaus effektiven Geheimdienstes, den sich Karatek zu schaffen verstand.

Sämtliche Entwicklungen wurden immer unverhohlener gerechtfertigt mit Verweisen auf die Beinahe-Katastrophe um *ch'Havran*, mit den Piratenangriffen und der Notwendigkeit, Karatek zu vertrauen, habe er die Flotte am langen Ende doch ans Ziel geführt. Schließlich wurde selbst die Er-

innerung ein sanktioniertes Gut: Dass die Träume von einst fast nichts mehr mit der entstandenen Gesellschaft zu tun hatten, die auf eigentümliche Weise gegen sich selbst kämpfte, daran erinnerte sich bald schon niemand mehr.

In all der Zeit wich der Schatten niemals von Karateks Seite. Er stand neben ihm, wenn er auf dem Thron seines Palastes saß, er teilte das Essen mit ihm, er flüsterte ihm ins Ohr, während er seinen unruhigen, von Paranoia und Albträumen heimgesuchten Schlaf fristete. Er gab sich als diskreter Diener und Berater, und doch war er etwas ganz anderes. Davon bekam freilich keiner der übrigen *Rihannsu* etwas mit, nur die Manifestationen von Karateks Gedanken und Gefühlen, die immer offener feindselig gegen sein eigen Fleisch und Blut waren. Der Schatten machte ihn einsam, abgehoben, voller Zorn und Willenskraft. Dabei verstärkte er nur die Eigenschaften, die in Karatek ohnehin angelegt waren.

Es reichte, damit selbst die letzte Grenze überwunden, das letzte Tabu gebrochen werden konnte: Schließlich wandte Karatek sich gegen seine eigene Familie. Der Moment, wo Frau und Sohn, die ihn mit der altersbedingten Metamorphose ihrer Körper längst überholt hatten, offen Kritik an ihm übten wegen einer neuen Hinrichtungs-

welle, nährte in ihm das Empfinden, er stünde nur mehr ganz alleine da, um das große Werk zu schützen. Von überall her fiel man ihm in den Rücken. Es bedurfte noch einiger schwerer Auseinandersetzungen, bis Karateks Raserei sich selbstständigte. In einer stillen Mittsommernacht kam er zu den Schlafenden in seinem Haus und erstach sie mit dem *S'harien* Suraks. Nachdem das Blut getrocknet war, ging er einige Tage später zu einem Militärbetrieb und gab dort die Anweisung aus, das Schwert künftig *Lirash* – ‚Furchtlosigkeit‘ – zu nennen, es um Zehntausende zu vervielfältigen und in leicht abgewandelter Form zur Leibwaffe des Militärs zu machen. Im Wind der Vereinnahmung verblasste selbst das Gedenken an die eigenen Wurzeln, an dem Ursprung, dem man die eigene Lebendigkeit zu verdanken hatte.

Obwohl Karatek nach wie vor von den meisten seines Volkes als Befreier und Erlöser verehrt wurde, gab es auch diejenigen, die ihn aus tiefstem Herzen zu verachten lernten. Doch jene Individuen begingen nicht den Fehler wie andere vor ihnen, in offene Opposition zum entfesselten Herrscher zu treten. Stattdessen zogen sie sich zurück, organisierten sich im Stillen und sammelten ihre Ressourcen. Dann, eines Tages, stellte die Flottenaufsicht fest, dass mehrere große Transpor-

ter verschwunden waren. Eine neue Diaspora hatte ihren Wagenzug zu den Sternen angetreten. Später sollten Jene, die in die Weite gezogen waren, als Debrune bekannt werden. Sie sollten sich auf Planeten wie Barradas, Calder, Yadalla und anderen niederlassen und ein florierendes Handels- und Kulturreich errichten, das Suraks Lehren zwar ablehnte, aber auch der Gewalt abschwor, die unter Karatek so zügellos ihren Lauf genommen hatte.

Als Karatek vom Verschwinden der Transporter erfuhr, war er außer sich über diesen Akt des Verrats. Er hätte die in Nacht und Nebel Abgereisten am liebsten eigenhändig erwürgt, aber sie waren längst außerhalb seines Einflusses. Dies sollte nicht so bleiben: Bereits am Ende des Jahrtausends sollte Karateks aufstrebendes Reich den Debrunen die Luft zum Atmen abschneiden. Deren Kultur würde für immer im Staub der Geschichte versinken.

In den kommenden zwei Dekaden erlebte der Raumschiffbau einen nie gekannten Aufschwung. Angetrieben durch seine unerbittliche Rhetorik des Kriegs, der niemals zu Ende gehen würde, ließ Karatek Schiffsverbände ausschwärmen, um nach neuen Orten zu suchen, an denen man sich niederlassen konnte. Erste Völker fielen seiner

Machtgier zum Opfer, wurden durch eine in Reih und Glied gefasste Militärmaschinerie im Nu versklavt oder als einfache Arbeiterklasse in das neue Reich integriert. In der neuen Ordnung erhielt jeder seinen angestammten Platz. Es gab nichts anderes als die Gefügigkeit.

Indes veränderte sich Karateks unruhiger Schlaf. *Wo ist meine Familie?*, fragte er oft in seinen Träumen und entsann sich der warmen Zeit von Gemeinsamkeit, Wärme und Fehlbarkeit an Bord der Generationenschiffflotte. Und der Schatten, der an seinem Bett wachte, flüsterte ihm ins Ohr: *Offenbar hast Du sie in Deinem Zorn getötet.* Die Worte versengten Karatek das Herz. Zu spät gewahrte er sich, dass er seine Nächsten mit den Kräften des Schattens hatte schützen wollen. Und jetzt waren sie tot; getötet durch *seine* Hand, womit er sie nicht mehr zurückholen konnte, nie wieder. Was war nur geschehen? Was war mit der Welt, was mit *ihm* geschehen?

Der Schatten tränkte sein Herz auch weiter mit Gier und Finsternis, und dennoch setzte subtil ein Wandel ein. Die Anfänge waren schwach und kaum der Rede wert, aber Karatek lernte es, gewisse Gedanken zu entwickeln, die er vor dem Schatten verborgen hielt. Es waren Gefühle wie Einsamkeit und Reue, ganz schwach. Aber sie ge-

nügten, um einen Reflexionsprozess in Gang zu setzen, der in Fragen der Abrechnung mit sich selbst umschlug.

Irgendwann, als er des Nachts einsam auf dem Balkon seines Hauses stand und auf sein motorisiertes, niemals schlafendes Reich hinausblickte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: Mit gewieften Mitteln hatte der Schatten es verstanden, Seiten in ihm zu entfesseln, vor denen Surak ihn immer gewarnt hatte. Seiten, die sich nicht mehr kontrollieren ließen, wenn sie erst einmal freigesetzt waren. Zügellosigkeit. Der Schatten hatte nicht nur seine innere Balance zerstört, sondern die Einsamkeit um ihn herum so weit genährt, bis er zu seinem einzigen Freund geworden war. Der Einzige, der ihn verstand. Er hatte ihn abhängig gemacht, geknechtet, wie Karatek seine Jünger von einst.

Karateks Widerstand war äußerst leise und musste sich über Jahrzehnte ausformen. Er hatte keine Auswirkungen auf sein rücksichtsloses Handeln, das weitere Versklavung, weitere Expansion des neuen Imperiums vorantrieb. Momente des Innehaltens, des Verzweifels in seinem viel zu ruhig gewordenen Haus, waren die einzige Verkörperung seiner alten Identität, die nach oben stieß. Es war dies die Identität, die sein alter Meis-

ter in ihm angelegt hatte. Selbst von hier wollte Surak ihn noch retten, doch es war ungewiss, ob ihm das gelingen konnte.

Wie konnte er das Wesen wieder loswerden, das als schwarzer Dämon in seiner Brust existierte und sich unnachgiebig an ihm labte, indem es ihn verlockte? Wie konnte er endlich wieder frei sein?

Eines Abends fand eine Audienz in Karateks Palast statt. Es handelte sich um eines jener Treffen, in denen die unterworfenen Welten ihm Tribut zollten, Geschenke brachten und ihre Loyalität bekundeten, in der Hoffnung, im Gegenzug die eine oder andere Freiheit zu erhalten. Unter diesen als Festen aufgemachten Veranstaltungen mischten sich nicht selten Fremdweltler, die von diesem neuen Reich gehört hatten und ein wie auch immer geartetes Interesse an ihm hatten, sei es als Handelspartner, in vorauseilendem Gehorsam oder schlichtweg aus purer Neugier. Ihre Motive waren so verschieden wie sie aussahen, und nicht alle wagten es, sich auf ein riskantes Spiel mit dem impulsiven Herrscher einzulassen, aber immer gelang es Karatek frühzeitig, herauszufinden, welche Absichten diese Gestalten hegten.

Nur bei einem Besucher gelang ihm das nicht, der auf der genannten Audienz erschienen war.

Denn er verkörperte kein Volk, keine wie auch immer geartete Macht. Er war ganz allein hergekommen, hatte kein Geschenk gebracht, keine Bekundungen geäußert, hatte auch nichts gegessen oder geredet. Kurzum: Diese Gestalt schien nicht das geringste Interesse an der Feier oder an Karateks Imperium zu besitzen.

Vielmehr an ihm persönlich. Ununterbrochen beobachtete der seltsame Mann in der langen, weißen Robe und mit einem ebenso langen, weißen Bart ihn, egal, wo er sich gerade in seinem Audienzsaal befand. Hinter eifrig plaudernden Personen stand er, sein rätselhaftes Zepter in der Hand, und starrte Karatek aus den Augenwinkeln an, wo seine grellblaue Iris irisierend leuchtete.

Karatek war diese Erfahrung unheimlich, und so beschloss er, den Fremden zur Rede zu stellen. Als sich die Feier ihrem Ende entgegenneigte und viele Gäste bereits gegangen waren, konfrontierte er den ominösen Eindringling auf der weiträumigen Terrasse seines Palastes:

„Ich weiß, dass Sie mich die ganze Zeit über beobachten. Nun möchte ich wissen, wer Sie sind und welche Absichten Sie hier verfolgen?“

Der Bärtige antwortete nicht sofort. „Sie haben ein Leiden: Ihr Herz wurde verdunkelt. Sie sehnen sich nach dem Licht.“

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Ganz einfach: Vor einem Technoschamanen kann man kein Geheimnis bewahren, nicht einmal die Finsternis kann sich verstecken.“

Karatek überlegte, doch er hatte noch nie von diesen Leuten gehört.

In der Zwischenzeit hatte der Mann eine bedeutungsschwangere Pause eingelegt. „Du bist verflucht, Karatek. Lass mich Dir das Übel aus der Brust saugen, auf dass Du endlich in Ruhe sterben kannst.“

„Ich will noch nicht sterben. Noch gibt es viel zu tun.“

„Doch, Du *willst* sterben.“, widersprach der Andere und musterte ihn scharf. „Es lässt Dich nur nicht.“

„Ich könnte Sie umbringen lassen.“, knurrte Karatek.

„Gewiss, das könntest Du. Doch es wird niemand mehr kommen, der Dir helfen kann. Die Technoschamanen halten sich nicht ewig in diesem Teil der Galaxis auf. Sie werden weiter ziehen. Wenn Du mich ablehnst, wirst Du Dich ganz und gar in der Dunkelheit verlieren. Schon sehr bald. Jetzt hingegen ist es noch nicht zu spät. Es sind Lichtblicke verblieben; noch kannst Du Dich widersetzen. Du weißt, dass ich Recht habe.“

Karatek schluckte. Er hatte doch schon einmal einem Fremden vertraut – und dann war es zu spät gewesen. Sollte er sich jetzt wieder von jenem Instinkt leiten lassen, der ihn auch damals führte, vielleicht *verführte*? „Können Sie das *wirklich* tun? Können Sie es von mir lösen?“

Der Mann umfasste nachdenklich seinen langen Bart. „*Nichts* ist sicher. Aber die Hoffnung ist alles, was wir haben. Sieh Dir an, welcher Mann aus Dir geworden ist. Nicht die Vision treibt Dich, wie Dir die Stimme in Deinem Innern ständig einzureden versucht, sondern bloß noch Selbstsucht und Hass. Du hättest bleiben sollen, wo Du warst.“

„Dann wäre ich zugrunde gegangen. Dann wäre die Gesellschaft aus meinem Traum nicht möglich geworden.“

„Aber der Traum wäre nicht veruntreut worden.“, bedeutete der Rätselhafte.

„Das ist der Preis, den ich zahlen musste. Es gibt *immer* einen Preis. Vermutlich gilt er für alle Träume, die in die Tat umgesetzt werden.“

„Mag sein. Aber der Preis, den Du zu zahlen bereit warst, war zu hoch. Er hat sich gegen Dich gewandt. Siehst Du denn nicht, dass Du dabei bist, alles zu verlieren, was Du geschaffen hast?“

„Ich bin...“ Er stockte. Etwas tief in ihm ließ ihn nicht weiter. Es war nicht die Finsternis. „Ich... Ja, vielleicht.“

„Wenn Du so empfindest, so klammere Dich an die Hoffnung, dass diese Reise für Dich vorbei ist. Gib Dich der Freiheit des Alls hin, durch die Du so lange gereist bist, und überlasse Dein Volk seinem eigenen Weg. Kehre zurück in die Arme Deiner Familie und sag ihr, dass es Dir Leid tut. Bitte um Vergebung.“

Da begann Karatek erbittert zu weinen, so wie er seit Jahrzehnten nicht mehr geweint hatte. Er spürte die Erlösung, die von diesem rätselhaften Fremden ausging, und egal, welche Konsequenzen es brachte: Jetzt war er bereit, ihm die Hand auszustrecken. Denn er ahnte, dass nur blindes Vertrauen ihn wieder aus seiner misslichen Lage befreien konnte.

„Falls ich Erfolg habe, wirst Du sterben.“, sagte der Mann.

Karatek nickte. „Ich bitte Sie jedoch, mir einen anderen Gefallen zu tun. Werfen Sie den Schatten hinaus ins All, weit weg von *ch'Rihan*, weg von meiner Welt. Sie muss sicher sein.“

Der Weißbärtige schloss die Augen und berührte Karateks Stirn. Nach einer Weile seufzte er. „Ich bedaure, das wird nicht mehr möglich sein.“

Die Geschehnisse des Schattens und dieser Welt sind bereits zu tief miteinander verwoben. Würde das eine entfernt, würde das andere unweigerlich sterben. Aber es gibt eine Möglichkeit: Wir Technoschamanen hüten viele Geheimnisse. Mit ihrer Hilfe kann ich den Schatten in ein Gefängnis sperren und ihn tief unter die Oberfläche verbannen. Aus eigener Kraft wird er nicht ausbrechen können.“

„Und es gibt wirklich keine andere Möglichkeit?“

„Nein, die gibt es nicht.“

„Unter diesen Umständen... Ich bin einverstanden.“

Der Fremde hob einen Finger. „Wisse jedoch: Eines fernen Tages könnte der Schatten wieder befreit werden. Von Einem Deines Volkes, das Du schon so der Nacht ausgeliefert hast. Eines Tages wird der Schatten aus seinem Gefängnis entlassen werden, weil das Herz der *Rihannsu* anfällig ist für die Verlockungen, die die Finsternis verspricht.“

„Die Geschichte wird sich wiederholen?“, fragte Karatek mit bebendem Kiefer.

„Das kann ich Dir nicht sagen. Die Zukunft ist schwer vorherzusagen. Und entgegen aller Schwärze, die uns zuweilen umgibt, wird doch das

Licht der Sterne durch sie nur um so klarer sichtbar.“ Der Fremde wies hinauf zum nächtlichen Himmelszelt. „Hoffnung gibt es immer.“

Der Mann schickte Karatek weg; er solle jetzt die dringenden Dinge tun, die keinen Aufschub mehr dulden. Karatek nahm ihn beim Wort und begab sich daran, ein Manifest niederzuschreiben, welchem er den Titel ‚D’Era‘ gab.

Zwei Tage später starb Karatek. An abgelegener Stelle, an einem einsamen Berghang, traf er sich mit dem Mann und überließ sich seiner magischen Prozedur.

Als das Leben aus ihm wich und er mit jeder Sekunde um Monate alterte, schrie der Schatten in ihm ohrenbetäubend auf. Er winselte, machte ihm Vorwürfe, neue Versprechungen, wieder Vorwürfe, wieder Versprechungen, lauter, schriller, aggressiver...

Karatek war nicht Herr über das Geschehen, deshalb konnte er ihm nicht mehr aufs Neue verfallen. Der Schatten verstand das und sagte nur mehr eines: *Du wirst niemals wirklich frei sein von mir. Dein ganzer Erfolg, Du hast ihn mir zu verdanken. Die Liebe. Die Verwirklichung Deiner Vision. Ohne mich bist Du nichts. Und so ist ohne mich auch das Volk, das Du hinterlässt, nichts.*

Aus einem Lichtspalt traten seine Frau, sein Sohn, Surak und reichten ihm die Hand...

Der Schatten floh hinfort, und kurz darauf verfiel Karatek tatsächlich zu nichts – zu einer Handvoll Staub.

Seine Leiche wurde nie gefunden.

Tage nach seinem rätselhaften Verschwinden fiel *ch'Rihan* in einen Graben tiefer Melancholie. Alles kam zum Erliegen, ergoss sich in Trauerzügen und Tränen. Niemand wusste, wie es nun weiter gehen sollte. Der Mann, der alles und jeden auf der Welt so lange geprägt hatte – im Guten wie im Schlechten –, schien unwiederbringlich gegangen und hatte ein im Keimen begriffenes Reich zurückgelassen. Zusammen mit einem rätselhaften Gedichtskorpus, den man erst noch zu verstehen hatte.

Entgegen aller Versuche würde es niemals wieder von seinem Vermächtnis loskommen. Bürgerkriege, die Jahre später ausbrachen und auf ein Umstürzen der geschaffenen Ordnung setzten, verebbten wie durch Geisterhand, und alles kehrte zurück in die Grundkoordinaten von Karateks Hinterlassenschaft. Entwicklung und Veränderung gerieten zu Fremdworten; *ch'Rihan* erstarrte in

eine Form, die seine Bewohner fortwährend prägte.

Und darin lag die eigentliche Tragödie: Diejenigen, die einst von fern losgezogen waren, weil sie aus dem Pochen ihres heißen Blutes den Auftrag abgeleitet hatten, eine dynamische, pulsierende Gesellschaft zu errichten, wurden schließlich konservativer und bewegungsunfähiger als das neue Vulkan der Logik – jener Ort, dem sie für so viele Entbehrungen den Rücken gekehrt hatten.

Es wurde ein Senat geschaffen, der versuchte, die Politik wieder in Volkes Hand zu übergeben. Was man auch tat: Die Erfahrung mit Karatek hatte die *Rihannsu*-Zivilisation gebrandmarkt. Niemals wieder kam sie weg von den Verführungen und Gelüsten starker Anführer, mit allen Höhen und Tiefen, die damit verbunden waren. Niemals wieder löste sie sich von übertriebenem Ehrgeiz und chronischem Misstrauen⁴.

⁴ Auffällig unter den *Rihannsu* ist, dass ihre von ständigen äußeren Kriegen und inneren Umwälzungen geprägte Gesellschaft den Aufstieg starker Frauen als Kriegerinnen und politische Anführerinnen erlebte. Auf diese Weise wurde eine natürliche Form der Gleichstellung erreicht, die in anderen Kulturen nicht vorkommt. Prätorinnen gelangten an die Macht, die Reihen des Militärs wurden von zahlreichen Frauen gefüllt. Wenn Frauen die politische Kontrolle ergriffen, reklamierten sie auffällig oft Motive für sich, den Herrschaftsapparat von grassierender Korruption zu säubern und das Reich auf eine morali-

Wie sich im Laufe von Jahrhunderten zeigte, würde das dauerhaft instabile Regierungssystem der *Rihannsu*-Politik geprägt werden durch ein endloses Wirrwarr aus ständig wechselnden Bündnissen, Verrat, Intrigen, verschleierte Anspielungen, Misstrauen und Größenwahn, verletzter und erneuerter Ehre, Manipulation, Streit und Ausnutzung von Beziehungen. Umso schillernder ist, dass sich diese ständige Umwälzung in gewisser Weise zu einem Stabilitätsanker für das Reich als Ganzes wurde, denn neue Machthaber hatten den Anspruch, ihre eigene Bedeutung unter Beweis zu stellen und dem Reich weitere Eroberungen und neuen Ruhm zu sichern. Traten sie auch mit unterschiedlichen Zielen an, reihten sie sich längerfristig nahezu alle in eine lange Linie der Tradition ein. Diese Tradition ist voller Größe und Stolz, aufgeladen mit dem Mythos, jede noch so große Prüfung bestehen zu können, doch sie kos-

schere Grundlage zu stellen. Doch bereits nach wenigen Jahren erlagen sie ähnlichen Mechanismen und wurden selbst Teil jener schier nicht zu ändernden Maschinerie, die stets Expansion und Unterwerfung brauchte, um zu funktionieren. Das beste Beispiel ist T'Rehu, die sich selbst sogar zur Königin ausrief, wenige Jahrzehnte nach Karateks Tod. Als erste Amtshandlung ließ sie einen großen Teil der alten Regierungsgebäude niederreißen und neue, größere und prächtigere errichten, mit einem Thron für sich. Trotz T'Rehus sagenhafter Paranoia währte ihre Herrschaft nicht lange. So ging es weiter.

tete die *Rihannsu* möglicherweise mehr ihrer inneren Freiheit als sie sich selbst eingestehen wollen.

Ein ins Exil ausgezogener Poet und Komponist namens Frenchotte würde in ferner Zukunft einmal auf die Gründungsära des Romulanischen Sternenimperiums zurückblicken und von Melancholie ergriffen feststellen: „Unsere Vorfahren waren selbstgerecht. Sie wollten unbedingt im Licht stehen, doch stattdessen mussten sie erkennen, dass sie Geschöpfe der Dunkelheit sind. Wir *alle* sind es, bis heute; wegen unserer wilden Natur, wegen unserer Unfähigkeit, uns selbst zu überwinden; wegen unserer Verschwiegenheit und unserer ewigen Geheimnisse. Im Alltag decken wir diese entscheidende Wahrheit zu: mit Rollen, mit Pflichten, mit Zielen, mit dem ewigen Kreislauf, den uns unser Imperium vorgibt, und wir garnieren es mit unserer üppig gewachsenen Kunst und Kultur. Doch manche Wahrheiten lassen sich nicht dauerhaft verdrängen. Die lange Nacht der Puritaner hatte mit Karatek gerade erst begonnen, und womöglich ist der Tag, an dem sie enden wird, jener Tag, da die Sonne den Himmel verschlingt.“



KAPITEL 19

Dartha, Regierungsviertel

Seine Schritte verhallten an der hohen Decke, während er sich auf dem Weg zum Kommandothron befand.

Vrax rückte seine Tunika zurecht.

Er wusste nicht, wieso er herkommen musste, mitten in der Nacht, nur dass es sein musste. Schlaf konnte er ohnehin keinen mehr finden.

Die Elitegardisten waren nicht hier. Sie bewachten sein Anwesen, aus dem er sich durch den Hinterausgang geschlichen hatte.

Zum ersten Mal wollte er sie nicht um sich haben. Auch in diesem Punkt wusste er nicht, welchen Grund das hatte. Er war nur einem Gefühl gefolgt, einem ganz seltsamen, wie er es nie zuvor in einer vergleichbaren Klarheit empfunden hatte.

Nicht einmal seine Machtvisionen waren jemals von solcher Eindringlichkeit gewesen.

Vrax seufzte leise, als er auf dem Thron Platz nahm.

Und dann wartete er. Mindestens eine halbe *dierha*.

Irgendwann ertönten Schritte.

Eine Gestalt mit langer Kapuze betrat den Thronsaal. Sie ging nicht mehr aufrecht, und sie zog auch das linke Bein nach.

„Ich habe Sie erwartet, mein Freund. Ich wusste, Sie würden kommen. Ich habe es irgendwie in meinem Blut gespürt. Es ist schon merkwürdig: Normalerweise sind wir *Rihannsu* bereit, jeden Kampf zu kämpfen, mit allen Mitteln der Kunst. Aber ich hatte diesen Traum. Und ich habe mich daran erinnert, dass man sagt, in *einem* Traum seines Lebens sehe jeder *Rihannsu* seine Zukunft. Eine unabwendbare Zukunft. Ich weiß, wie gerne Sie mich niederstrecken wollen. Soll ich mich einfach dem Schicksal überlassen? Das ist eine gute Frage, oder nicht? Aber sie interessiert mich nicht

mehr. *Nichts* mehr ist von Bedeutung.“ Eine einzelne Träne verließ Vrax’ Augenwinkel. „Ist das nicht...wundervoll?“

Vrax fühlte sich erneuert, *anders*. Und zum ersten Mal sah er die Zukunft ganz klar. Er musste sich hingeben, nur so gab es einen Weg nach *Vorta Vor*.

Vor ihm reckte sich das kapuzierte Ungeheuer der hoch aufragenden Decke entgegen, Finger und Arme spinnenhaft in die Höhe gespreizt. Blendend weiße Energieblitze strahlten aus seinen Fingern, fegten wie Zauberblitze durch den Raum und hinauf bis zur gläsernen Kuppel der Halle. Das Glas zerbrach, und die Blitze jagten empor gen Himmel.

Aus der Brust der Gestalt kochte ein Strahl –
Er traf Vrax mitten ins Herz.

Der Prätor sank auf seinem Stuhl zusammen, während alles um ihn herum sich eintrübte. „Die Dunkelheit knechtet nur die Gebrochenen.“, hauchte er. „Jämmerlich...“

Sein Kopf sackte zur Seite, und er war tot...

Die Blitze verschwanden.

Mit lauten, langsamen Schritten ging der Eindringling zum Ermordeten.

Schob ihn vom Kommandothron, sodass der Leichnam mit dumpfem Pochen am Boden auf den Treppenstufen aufschlug und grünes Blut sich überall verteilte.

Die Kapuze fiel nach hinten, und der Andere setzte sich.

Wenn man es richtig deutete, konnte man im zerfetzten Antlitz ein dünnes Lächeln ausmachen...



KAPITEL 20

Kaledra-Wald, Thiras' Anwesen

Als Thiras am nächsten Morgen erwachte, drehte sie sich rasch zu Kvetons Betthälfte um, griff instinktiv nach dessen Kissen und stellte fest, dass sie alleine war.

Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen, warf die Decke zur Seite und erhob sich.

So viele Dinge waren geschehen seit gestern Nacht. Als wäre eine ganz neue Welt geboren worden...

Kurzerhand griff sie sich ihren Morgenmantel, warf ihn sich über die Schultern und verließ das Schlafzimmer.

Auf halbem Weg begrüßte sie im langen Flur Baredha, aber diesmal wusste sie die Bewegungen und Gesten ihres treuen Haustiers zu deuten – und kraulte ihn an den Stellen, die ihn geradewegs dazu brachten, sich vor ihr auf den Rücken zu werfen. „Es tut mir Leid, ich habe jetzt keine Zeit für Dich. Aber das holen wir nach.“, sprach sie leise und musste lächeln. „Unglaublich, ich könnte Dir sogar den Tag nennen, an dem ich Dich aus dem Heim geholt habe.“

Es war alles wieder da. Eine neue Welt, eine vertraute Welt. Ihr Zuhause.

Im Wohnzimmer fand sie Kveton vor dem großen Fenster stehend vor.

„*Jolan'tru*, Geliebter.“, sagte sie und ließ den Morgenmantel wieder fallen. „Ich hoffe, Du hast gut geschlafen. Denn wenn ich mit Dir fertig bin... Nun, ich kann für nichts garantieren.“

Er stand immer noch mit dem Rücken zu ihr, was sie verwunderlich fand. Normalerweise nutzte er jede Gelegenheit, sie zu betrachten, und er wusste ganz genau, dass sie dieses Verhalten als brüske, abweisende Geste interpretierte.

„Kveton? Bist Du mit Deinen Gedanken wieder bei Warpkern und Maschinenfett?“, fragte sie provokant. „Es könnte sich lohnen, die *Khelot* für einen Augenblick zu vergessen. Es gibt da nämlich noch eine andere Frau, die von Dir beglückt werden möchte.“

Sie näherte sich ihm von hinten, warf ihr nacktes, muskulöses Bein um das seine und begann seinen Hals zu küssen. Diesmal spürte sie seine Erregung nicht, und er wandte sich auch nicht zu ihr um.

„Was *ist* mit Dir?“, fragte sie gereizt.

Ein unkommentierter Fingerzeig galt dem Blick nach draußen, Richtung Stadt.

Thiras trat hinter ihm hervor – und es verschlug ihr ebenso die Sprache.

Geisterhaft blass, aber unverkennbar schwebte eine riesige Flammengestalt über den Kuppeln *Darthas*. Vor dem Hintergrund der Morgenröte war es, als habe die Luft selbst Feuer gefangen. Aus ihrem Zentrum züngelten Blitze, und sie kamen mitten aus dem Herzen der Hauptstadt. Aus dem Prätorienpalast.

Und was die Gestalt anging... Thiras erkannte sie: Es war der Reichsadler.

Erinnerungsblitze zuckten in ihr.

Sie musste unverzüglich Iteni kontaktieren.



EPILOG

Herz der Dunkelheit

Frenchotte ist nicht der Einzige, der sich mit dem Bildnis der Dunkelheit auseinandergesetzt hat. Manchmal, wenn man ganz genau hinhört, raunen die Gestalten, die mit gesenktem Haupt durch die finsternen Gassen *Darthas* ihres Wegs ziehen, ein altes Lied aus dem Volksmund. Es birgt eine Geschichte über die unscharfe Grenze zwischen dem, was unser Bestes und unser Schlimmstes darstellt, und die Gestalten raunen es in einer eigenartigen Mischung aus Betörung und Furcht. Sie tun es abseits der Machthaber und dem offiziösen Prunk,

und sie tun es seit Anbeginn des Sternenimperiums.

Die Dunkelheit ist großzügig.

Ihr erstes Geschenk ist Geheimhaltung: Unsere wahren Gesichter liegen in der Dunkelheit unter unserer Haut, unsere wahren Herzen liegen noch tiefer im Schatten. Aber die größte Geheimhaltung liegt nicht im Schutz unserer verborgenen Wahrheiten, sondern darin, uns vor den Wahrheiten der anderen zu schützen.

Die Dunkelheit schützt uns vor dem, was wir nicht zu wissen wagen.

Ihr zweites Geschenk ist tröstende Illusion: die Entspannung von sanften Träumen in der Umarmung der Nacht, eine Schönheit, die Vorstellungskraft jenen Dingen gibt, die im grellen Tageslicht abstoßend wären. Doch der größte Trost ist die Illusion von der vorübergehenden Natur der Dunkelheit: dass jeder Nacht ein neuer Tag folgt. Denn es ist der Tag, der vorübergeht.

Der Tag ist Illusion.

Das dritte Geschenk ist das Licht selbst: Tage werden durch die Nächte definiert, die sie trennen, und Sterne werden durch die unendliche Schwärze definiert, die sie umgibt – die Dunkelheit umarmt das Licht und bringt es aus ihrem eigenen Zentrum hervor.

Mit jedem Sieg des Lichts ist es die Dunkelheit, die gewinnt.

Die Dunkelheit ist großzügig und geduldig.

Es ist die Dunkelheit, die Grausames unter die Gerechtigkeit sät, die Verachtung in Anteilnahme tropfen lässt und Liebe mit Körnern des Zweifels vergiftet.

Die Dunkelheit kann geduldig sein, denn ein Regentropfen genügt, um die Saat aufgehen zu lassen.

Der Regen wird kommen, und die Saat wird aufgehen, denn die Dunkelheit ist der Boden, in dem

JULIAN WANGLER

sie wächst, und sie ist die Wolken über ihnen, und
sie wartet hinter dem Stern, der ihr Licht gibt.

Die Geduld der Dunkelheit ist unendlich.

Schließlich sterben selbst Sterne.

Die Dunkelheit ist großzügig und geduldig, und
sie gewinnt immer.

Sie gewinnt immer, weil sie überall ist.

Sie ist im Holz, das in deinem Kamin verbrennt,
und im Kessel auf dem Feuer. Sie ist unter deinem
Stuhl, unter deinem Tisch und unter den Laken
deines Bettes. Wandere in hellem Sonnenschein,
und die Dunkelheit begleitet dich; sie klebt an den
Sohlen deiner Füße.

Das hellste Licht wirft den tiefsten Schatten.

Es wird gemunkelt, früher habe das Lied eine vier-
te Strophe besessen. Eine Strophe über die Aus-
sicht, die Dunkelheit zurückzudrängen – mithilfe
einer einzelnen Kerze. Die Strophe ging über die
Jahrhunderte irgendwie verloren, womöglich,
weil sie nicht mehr so oft gesungen wurde. Zurück

blieb das Lied als ein Gebilde, dem das rechtschaffene Gleichgewicht abhanden kam. Und ein Kuri-
osum zutage förderte: *Rihannsu*, die Meister der
Dunkelheit *scheuen* die Dunkelheit?

Wer länger darüber nachdenkt, wird vielleicht
Vermeintlichkeit in diesem Widerspruch entde-
cken. Denn das Spiel mit der Dunkelheit ist immer
wie das Spiel mit dem Feuer. Es kann hundert,
tausend Mal gut gehen, und mit jedem Glücken
verliert man das Bewusstsein für die Gefahr, ein
überaus mächtiges Element für seine Zwecke ein-
zusetzen. Zweifellos, ein Jedes von ihnen hat ihr
Eigenleben. So auch die Dunkelheit, namentlich
das fünfte Element auf *ch'Rihan*.

Niemand kennt die feinen Grenzen, bis zu de-
nen man sich in die Finsternis vorwagen soll, bes-
ser als ihre eifrigsten Verbündeten. Diejenigen, die
ständig den Tanz mit dem Schatten wagen. Das
Zwielicht findet man im Wechselspiel zwischen
ch'Rihan und *ch'Havran* und im paradiesischen
Janusgesicht *ch'Rihans* selbst. Deshalb suchen die
Rihannsu Gegengewichte zu schaffen – durch die
Liebe in ihren Familien, durch die Leidenschaft,
mit der sie Dinge tun und mit der sie hinausziehen
in die schwarze Unendlichkeit des Alls.

Sie sind Krieger der Nacht, und umso mehr wis-
sen sie um eine alte Wahrheit: dass es nämlich

eine schlimmere Dunkelheit gibt, als die, die sie bekämpfen, um ihrem Imperium fortwährend Ruhm zu bringen. Es ist die Dunkelheit der Seele, die von ihrem Weg abgekommen ist. Die Entfesselung der Bestie aus den Tiefen des Innern; einer Kreatur, die sich später nicht mehr einhegen lässt und die unweigerlich ihren Tribut fordern wird. Dieser ständige Krieg, den sie führen, richtet sich nicht gegen Großmächte oder Herrscher, sondern gegen Chaos und Verzweiflung. Denn viel schlimmer als der Tod der körperlichen Materie ist der Tod der Hoffnung, der Tod der Träume.

Die ganze Existenz der *Rihannsu* ist ein Schwur, niemals vor dieser Gefahr zu kapitulieren.

Ein Herz aber kann auf vielfältige Weise vergiftet werden, so wie die Dunkelheit alles und jeden umgibt und durchdringt. Sie ist tückisch, die Dunkelheit. Wenn ihr Leichentuch fällt, dann beginnt stets aufs Neue der Kampf um die Zukunft.

Niemand weiß, wie die Zukunft aussieht und wohin sie führt.

Doch *Rihannsu* haben einen Vorsprung: Sie wissen, dass die Zukunft stets unter Schmerzen geboren wird.



ENDE

Kleine Wörterkunde

Aehallh = Albtraum

Areinnye = romulanische Hölle

Dhae'ta awCh'Rihan jo = Ich liebe Romulus!

dha'fvheisn = zehn Jahre mit 380 *eisae* (auch als allgemeiner Begriff der Dekade verwandt)

dierha = Stunde (5050 Sekunden)

D'Era = in direkter Übersetzung soviel wie ‚der ewige Himmel‘, gemeint ist allerdings eher ‚heiliges Himmelslicht‘, womit die *Rihannsu* mythologisch beschreiben, dass sie auf Wunsch ihrer Götter zum Herrschen und zum Aufbau eines Imperiums auserkoren sind (Überlegenheitsanspruch)

efvir-efveh = politisches Kräftefeld / Fraktion

eisae = Tag

eisifv = morgen

eisran = gestern

Erebus = Das spirituell-positive Jenseits; eine Art Paradies (für *Rihannsu*, die sich zu Lebzeiten verdient gemacht haben, betretbar)

fvheisn = Jahr mit 380 *eisae*

Hfai = Leibeigener Diener mit Privilegien

hhu'fvheisn = hundert Jahre mit 380 *eisae* (auch als allgemeiner Begriff des Jahrhunderts verwandt)

ihnerha = Sekunde (0.55 irdische Sekunden)

Jolan'tru = traditionelle Grußformel der *Rihannsu*

Kali-fal = traditionelles Getränk

kehreh = Minute (505 Sekunden)

khaidoa = romulanischer Monat (45.7 Tage)

Rihannsu = Die Gründerzivilisation des Romii-Systems, deren Namen ihre Nachfahren übernommen haben

sseikea = Aasfresser (der irdischen Hyäne ähnlich; auch eine Beleidigung)

veraku = Jahr im technischen Sinne (Verwendung für Licht-Jahr)

Vhorani = Die alten Götter der Elemente und der Leidenschaft (Urgötter der *Rihannsu*)

Vorta Vor = Mythologischer Himmel der alten Götter (für *Rihannsu* nicht direkt betretbar)

Anhang

Canon und *Enterprise Season 5*

Bei *Enterprise Season 5* handelt es sich um eine Fan-Fiction-Romanreihe. Das bedeutet, dass dieses Projekt nicht der ‚offiziellen‘ Linie des *Star Trek*-Universums aus TV und Kino angehört; im Besonderen gilt dies auch für *Star Trek: Enterprise*. Ergo haben sich die *Star Trek*-Macher von Paramount auf nichts zu beziehen, was auf den Seiten der vorliegenden Romane geschieht.

Enterprise Season 5 fällt somit in den Bereich des Non-Canon. Unter ‚Canon‘ versteht man gemeinhin den etablierten Teil des *Star Trek*-Franchise. Wenn Jonathan Archer also in der entsprechenden Doppelfolge am Ende der vierten *Enterprise*-Staffel herausfindet, warum manche Klingonen keine Stirnwulste haben, ist das Canon – und verweist andere Erklärungen, die etwaige Romane zuvor gegeben haben mögen, in die Schranken.

In diesen Zusammenhang ist auch die Darstellung der Spezies der Vulkanier, Andorianer, Romulaner etc., wie sie in *Enterprise Season 5* vorkommen, einzuordnen. Der Autor ist ernsthaft bemüht, sie nach aktueller und offizieller Fakten-

lage zu beschreiben, kann jedoch keine Garantie dafür geben, dass Paramount in Zukunft nicht Anderes oder Gegenteiliges veranschlagt.

Da es sich hierbei um nicht-kommerzielle Fan-Literatur *für* Fans handelt, sollte die angesprochene Problematik aber nicht weiter stören. Eben weil dem Autor die Detailliebe im *Star Trek*-Universum am Herzen liegt, ist er stets angespornt, den gegenwärtigen Canon in seine Romane einzufädeln, um die Geschichte authentisch fortzuführen, Kontexte zu erweitern und vorhandene Widersprüche zu beseitigen. Mit dieser Canon-Momentaufnahme vor Augen, entsteht im Zeitraum 2007 bis 2009 *Enterprise Season 5*.

Zwar erscheint kurz darauf, im Mai 2009, der elfte *Star Trek*-Kinofilm, in dem theoretisch frühere Informationen aus *Star Trek: Enterprise* oder anderem Franchise-Material verworfen werden könnten. An der Qualität dieser dreizehn Bücher, welche die Fortsetzung der frühzeitig eingestellten fünften *Star Trek*-Serie darstellen, ändert das hoffentlich nichts.

Bemerkung zum Urheber- bzw. Markenrecht:

Star Trek™ und sämtliche verwandten Markennamen sind eingetragene Warenzeichen von CBS Studios Inc. und Paramount Pictures. Der vorliegende Roman verfolgt kein kommerzielles Interesse, sondern wurde ausschließlich zu privaten Zwecken geschrieben. Der Autor verdient mit dieser Veröffentlichung kein Geld und respektiert geltendes Urheber- bzw. Markenrecht.



Sie nennen es *D'Era* – übersetzt soviel wie ‚Endloser Himmel‘. Es ist ein Begriff, der Alltag unter den Romulanern ist. Aber nicht nur Außenweltler fragen sich, was eigentlich hinter ihm steht. Seit Anbeginn der Existenz des Sternenimperiums reden seine geheimnisvollen Einwohner über *D'Era*, subsumieren eherne Prinzipien, Schriften, Gedichte und Mythen darunter. Doch haben sie sich in den letzten Jahrhunderten so sehr in ihr weltliches Dasein um Intrigen und Ränke vertieft, dass sie vergaßen, welche Essenz *D'Era* birgt: eine verschüttete Spiritualität. Als der von Misstrauen zerfressene Prätor Vrax entscheidet, die Koalition nach der Verwüstung Coridans zu überrennen, scheint Romulus weiter denn je entfernt von Idealen und Glauben und der blanken Machtgier verfallen. Doch was wäre, wenn gerade in dieser Stunde jemand das große Geheimnis lüftet, das *D'Era* umweht – und einem dekadent gewordenen Reich seine Religion zurückbringt? Es wäre die Zeit der Verhängnisse. Und der Dunkelheit.

